

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Der Jet-set- Dämon

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Jet-set-Dämon

John Sinclair Taschenbuch Nr. 67

von Jason Dark

erschienen am 14.10.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Jet-set-Dämon

In Cannes befreite er eine Millionärstochter aus den Händen der Kidnapper. In einer New Yorker Super- Disco nahm er es mit drei Raubmördern gleichzeitig aus. In St. Moritz rettete er vier Menschen aus einer defekten Seilbahn. Er war der Star des Jet- Sets. Wenn Damiano Fulgera auftrat, begannen die Herzen der Frauen höher zu schlagen, und die Männer schauten neidisch drein. Bis er nach einem von ihm manipulierten Flugzeugabsturz seine Rechnung für die Taten präsentierte. Geld wollte er nicht - dafür Blut!

Die Stimme des Mannes mit dem etwas dicklichen Gesicht klang beinahe gleichgültig, aber Sandra Ceur, das Mädchen aus Paris, wußte genau, das der Sprecher es tödlich ernst meinte.

»Wenn dein Vater nicht zahlt, machen wir dich einen Kopf kürzer.«

Sandra schloß für einen Moment die Augen. Sie dachte daran, wie die beiden Männer sie vor dem Haus ihrer Freundin geschnappt und in einem Wagen entführt hatten. Erst am Zielort war sie wieder richtig zur Besinnung gekommen. Wo sie steckte, wußte sie auch nicht. Es mußte eine alte Baracke sein oder ähnliches. Weit jedenfalls waren sie nicht gefahren. Wahrscheinlich befanden sie sich noch in Cannes. Zwei Tage lag das zurück. Das Ultimatum war in wenigen Stunden abgelaufen.

Zwei Millionen Francs lautete die Forderung.

Für Sandras Vater kein Problem, er verdiente mit seinen Yachten, die er verlieh und auch baute, genug, aber sie fragte sich, ob er bereit war zu zahlen, denn der alte Ceur galt in der Branche als einer der ganz Harten. Es war noch ein zweiter Mann im Raum. Er roch nach einem scheußlichen Rasierwasser und hielt sich stets in Sandras Rücken auf. Sie hatte ihn kaum gesehen, nur gespürt, denn seine Finger waren wie Gummischnüre über ihren Körper geglitten und hatten sie an den intimsten Stellen berührt.

Auch jetzt hörte sie wieder seine Schritte, so daß sie die Augen öffnete, aber nicht wagte, sich umzudrehen. Statt dessen starzte sie den Kerl mit dem dicklichen Gesicht an, der sie lauernd und abschätzend betrachtete und dabei noch grinste.

Als der Rasierwasserduft Sandras Nase erreichte, wußte sie, daß der Typ direkt hinter ihrem Stuhl stand, auf dem sie gefesselt hockte. Sie war kein besonders hübsches Mädchen, aber sehr liebenswert und auch gefällig. Das blonde Haar trug sie kurz geschnitten. Nur im Nacken waren die Haare etwas länger geblieben. So liefen heutzutage viele Mädchen herum.

Und da waren sie wieder. Diese widerlichen Gummifinger. Sie strichen über die Schultern, als wollte sie der Kerl auf diese Art und Weise auf das Kommende vorbereiten.

Sandra trug zwar eine Bluse, aber die war von den Gummifingern längst geöffnet worden. Sie schüttelte sich, als die Pranken über ihre Brüste fuhren.

Kühl und schweißnaß war die Haut auf den Innenflächen der Pranken.

»Moment noch«, sagte der Kerl vor ihr. Er saß hinter der dicken Platte einer alten Tischlerbank und wirkte so wie jemand, der hinter einem Schreibtisch seinen Platz gefunden hatte.

Die Hände verharrten auf der Stelle.

Der Typ mit dem feisten Gesicht schob seinen Arm über die Platte und schnappte sich die Brille der Gefangenen, die darauf lag.

»Schau her, Mademoiselle.« Immer wenn er etwas vorhatte, setzte er dieses gemeine Lächeln auf. »Sieh hin, ich werde dir etwas zeigen.« Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als er mit einem Ruck die Brille in zwei Hälften zerbrach. Das Horn zerknackte. Bei diesem Geräusch fuhr die Gefangene zusammen.

»So wie ich diese Brille zerbrochen habe, werde ich auch dein Leben zerbrechen, falls in zwei Stunden die Geldscheine nicht zwischen meinen Fingern knistern. Hast du verstanden?«

Sandra konnte vor Angst nicht einmal nicken.

Hinter ihr zog der Parfümierte die Nase hoch. »Ich kann das auch erledigen. Ich werde sie erst..., und dann nehme ich die Klinge.«

»Wir werden losen.«

»Auch gut.«

Sandra wäre nicht in der Lage gewesen, auch nur ein Wort zu sagen. Statt dessen starrte sie das Telefon auf der Drehbank an. Sie wußte, daß noch ein dritter Kerl zu den beiden gehörte. Er lauerte draußen und würde Bescheid geben, wo das Geld übergeben werden

sollte. Falls sich der alte Ceur dazu entschloß.

Doch der Apparat schwieg. Er würde auch weiterhin schweigen, dessen war sich Sandra bewußt. Sie kannte ihren Vater. Er versuchte alles aus eigener Kraft zu erledigen, dabei nahm er so gut wie keine Rücksicht auf die Familie.

»Du kannst weitermachen«, sagte der Kerl an der Bank. »Ich schaue dir gern zu.« Er lachte dreimal kurz und heiser. Dabei strich er mit einer Hand über sein schütteres Grauhaar. Es war so gekämmt worden, daß es einen Großteil seiner Kahlköpfigkeit verdeckte. Und die Hände setzten ihre Wanderung fort. Dem Mädchen jagten Schauer über den Rücken.

Plötzlich verharrten die Hände, und der Mann vor ihr setzte sich steif hin. Beide Männer schienen etwas gehört oder gesehen zu haben, wovon das Mädchen nichts mitbekommen hatte.

»Geh zur Tür!«

Der Befehl hatte dem Parfümierten gegolten, der seine Hände aus dem weiten Blusenausschnitt nahm, sich drehte und mit lautlosen Schritten im Hintergrund des Raumes verschwand. Daß er dabei mit einer geschmeidigen Bewegung ein feststehendes Messer aus einer Gürtelscheide zog, konnte das Mädchen nicht sehen. Der mit dem schwammigen Gesicht hüstelte leicht. Ein Zeichen seiner Nervosität. Da nur durch ein Fenster Licht sickerte und die anderen durch Vorhänge verdeckt wurden, griff der Kidnapper an der Drehbank zu einer Stablampe und leuchtete an Sandra vorbei. Er wollte seinen Partner genau im Lichtkegel haben.

Das war leicht.

Der Mann stand bereits einen halben Schritt vor der Tür. Er wollte mit der freien Hand den Schlüssel ins Schloß schieben, als es geschah. Von der anderen Seite her wurde die Tür mit einer immensen Wucht aufgestoßen. Der Parfümierte konnte nicht mehr ausweichen, und so knallte sie dem hinterlistigen Messerstecher ins

Gesicht. Diesen Treffer hätte wohl der härteste Catcher nicht verdaut. Heulend fuhr er zurück. In seinem Gesicht vermischten sich Blut und Tränen miteinander, die Schmerzen schienen den Schädel zu zerreißen, und als er auf die Knie sackte, seine Hände gegen das Gesicht preßte, dachte er nicht mehr an die Klinge.

Sandra Ceur kamen die folgenden Vorgänge wie ein Alptraum vor. Der Mann mit dem dicken Gesicht schoß hinter dem drehbankähnlichen Schreibtisch förmlich in die Höhe. Waren seine Hände bisher immer leer gewesen, hatte sich dies geändert. Ein Waffenlauf schaute aus seinen Fäusten hervor.

Und diese Waffe spuckte Feuer. Mit einer Beweglichkeit, die man dem Kerl kaum zugetraut hätte, sprang er auf die Drehbank und feuerte schräg in die Tiefe.

Er streute die Kugeln noch, die gegen den Boden oder das Mauerwerk hieben und auch denjenigen trafen, der eingedrungen war. Ein hoher Schrei durchzitterte den Raum. Im nächsten Augenblick sah Sandra einen maskierten Mann an ihrem Stuhl vorbeistolpern. Er trug einen dunklen Anzug und eine Kapuze auf dem Kopf. Bestimmt hatten ihn mehrere Geschosse getroffen. Daß er sich noch auf den Beinen hielt, glich einem kleinen Wunder.

Den Tisch erreichte er nicht. Auf ihm stand nach wie vor der Mann mit der MPi, deren Mündung auf den zwischen Stuhl und Tisch zusammenbrechenden Eindringling wies, der auf dem Bauch liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Bestimmt war er tot.

Sandra und ihr Kidnapper dachten das gleiche. Nur sprach es der Kerl aus. »Da hat dein Alter wohl den Falschen geschickt, um dich rauszuholen. Nicht bei mir, nicht bei uns. Wir sind um eine Klasse besser.« Erst jetzt sprang er zu Boden, kümmerte sich aber nicht um seinen Partner, sondern ging auf den Maskierten zu. Neben ihm blieb er stehen, bückte sich, packte den anderen am Kragen und wollte ihn

hochhieven.

Der »Tote« kam ihm zuvor. Urplötzlich wurde er verdammt lebendig und ebenso gefährlich.

Aus dem Mund des Mädchens löste sich ein überraschter Schrei, als sie sah, daß der angeblich Tote etwas Blitzendes in der rechten Hand hielt, mit dem er gedankenschnell zustieß.

Der blitzende Gegenstand fuhr unter dem Waffenarm des Kidnappers hinweg und traf voll.

Die Stablampe lag am Boden. Durch einen Zufall war sie so gefallen, daß ihr Lichtstrahl auch den Kidnapper erreichte und einen hellen Streifen in dessen Gesicht warf.

Der Ausdruck in seinem Gesicht war mit dem Wort Staunen zu umschreiben. Sehr schnell aber wechselte er. Plötzlich zeichnete der Schmerz seine Züge.

Der Kerl mußte innerlich verbrennen, anders konnte sich Sandra den Ausdruck nicht erklären. Aber er fiel noch nicht. Nur die Maschinenpistole rutschte aus seinen Fingern und landete mit einem dumpfen Laut auf dem Boden.

Rückwärts ging der Kidnapper. Als er mit dem Rücken gegen das Mittelding aus Schreibtisch und Drehbank stieß, glich diese Berührung einer Initialzündung.

Beinahe im Zeitlupentempo drehte er sich zur Seite, streckte noch in einer unsinnig wirkenden Bewegung seinen Arm aus und blieb unbeweglich liegen. Unter seinem Körper sickerte eine immer größer werdende Blutlache hervor.

Der Maskierte drehte sich um. Um Sandra kümmerte er sich nicht. Er trat an den zweiten Kidnapper heran, stieß ihn mit dem Fuß an, so daß der Kopf des Mannes herumrollte und der andere in dessen Gesicht schauen konnte, das kaum noch Ähnlichkeit mit dem eines Menschen hatte.

Der Fremde hob nur die Schultern. Dann wandte er sich der

gefesselten Sandra zu.

Ihre Angst war plötzlich verschwunden. Sie hatte das Gefühl, als würde der Mann unter der seidig schimmernden Kapuze lächeln, jedenfalls bewegte sich der Stoff vor seinem Mund.

Auch als die Messerklinge in die Nähe ihres Körpers geriet, verspürte sie keine Furcht. Sie schlug einen blitzenden Kreisbogen, als der Fremde mit geschickten Schnitten die Fesseln des Mädchens durchtrennte. Sandra Ceur war frei.

Und sie wäre vor Schwäche gefallen, hätte sie der Fremde nicht gestützt. Sein Griff war fest, aber er schmerzte nicht. Dieser Mann besaß eine ungewöhnliche Kraft.

Als wäre sie ein Leichtgewicht, nahm er Sandra auf seine Arme. Mit ruhigen Schritten ging er dem Ausgang entgegen, wo sie wenig später in einem von Mauern abgeschirmten Hof standen.

Dort parkte auch ein Wagen.

Ein pechschwarzer Saab Turbo. Die hintere linke Tür stand schon offen. Ohne überhaupt ein Wort mit Sandra gesprochen zu haben, schob sie der Fremde in den Fond, hämmerte die Tür zu und stieg selbst ein. Erst als er den Hof verlassen hatte, kam das Mädchen richtig zu sich. Sie richtete sich mühevoll auf, um den Mann anzusprechen. Schließlich mußte sie sich für ihre Rettung bedanken.

Als sie den Arm vorstreckte, berührten ihre Finger eine dicke Scheibe, die den Fond vom Fahrer teil des Automobils abtrennte. Sofort flutete wieder diese Furcht in Sandra hoch. War sie vom Regen in die Traufe gekommen?

Sie war gefangen!

Das plötzliche Zischen kam ihr vor, als würde in ihrer Nähe eine Schlange hocken, dabei strömte aus einem Ventil Gas aus. Sandra hielt die Luft an und fiel in Ohnmacht.

Der Mann hinter dem Lenkrad nahm endlich seine Maske ab. Über seine Lippen glitt ein zufriedenes Lächeln...

Etwas Feuchtes rollte heran, näherte sich dem Körper des im Sand liegenden Mädchens und leckte wie eine feuchte Hundezunge ihre Stirn und die Wange.

Beim dritten Mal hatten die auslaufenden Wellen den Erfolg erreicht. Sandra öffnete die Augen.

Sofort kam die Erinnerung zurück. Sie dachte an ihre Entführung, an den Mann mit den gierigen Händen und an den Kerl mit der Maske, ihren Befreier.

Dann hatte sie das Gas eingearmet, war bewußtlos geworden - und jetzt? Verwirrt richtete sie sich auf. Aus der Ferne hörte sie das Schreien und die lauten Stimmen der Badegäste. Erst jetzt, als der Schwindel aus ihrem Kopf verschwunden war, stellte sie fest, wo man sie hingeschafft hatte. An einen Teil des Strands, der einfach zu felsig und auch zu schmutzig war, um sich als öffentlicher Badeplatz zu eignen. Die Stimmen erreichten sie aus Richtung Cannes, und dieses Gelächter und das Rufen bedeutete ebenso Leben, wie die bunten Segel der Surfer auf dem blaugrünen Wasser.

Ich lebe, dachte sie.

Mein Gott, ich bin nicht tot. Man hat mir das Leben wiedergegeben. Es war der Maskierte, der sie befreit hatte. Ein edler Retter, dessen Namen sie nicht einmal kannte.

Die Angst der vergangenen Stunden und Tage schaffte sich bei ihr in einem lauten Gelächter Luft. Sie mußte einfach lachen, es war ihr zudem egal, wenn es andere hörten.

Sie saß, bewegte ihre Hände zwischen Sand und Felsen, und dabei fiel ihr etwas zwischen die Finger.

Eine kleine Karte, ein Stück Papier oder Karton. Sie hob es auf, hielt es dicht vor ihre Augen, um die Schrift lesen zu können.

Auf Büttenpapier war in schwarzen Buchstaben ein Name gedruckt.

DAMIANO FULGERA!

Sandra war davon überzeugt, den Namen ihres Lebensretters gelesen zu haben. Und ein Mann, der so hieß, der würde sich doch sicherlich finden lassen...

In Neapel war es warm gewesen, und ein Stück südlicher, im Schatten des Vesuv, konnte man die Temperatur schon als sommerlich heiß bezeichnen. Das machte mir nichts aus nach diesem langen, verfluchten Winter. Ich hatte mich eigentlich auf die Sonne gefreut. Aber ich verbrachte keinen Urlaub in dieser Region, sondern war mit einem handfesten Auftrag unterwegs.

Ich suchte einen Vampir! Ein englischer Tourist, dessen Verwandter bei Scotland Yard arbeitete, hatte bei seinem Urlaub das Grab eines Vampirs zwischen den erstarrten Lavafelsen entdeckt. Angeblich sollte diese Gruft von einem Blutsauger belegt sein.

Nun, mein Chef Sir James wollte mir und Suko nach den harten Einsätzen etwas Gutes tun und hatte uns losgeschickt. Wir hatten nur eine ungefähre Beschreibung des genauen Fundortes bekommen und uns deshalb getrennt auf die Suche gemacht.

Zum Schutz gegen die Sonne hatte ich mir eine Popeline-Mütze gekauft. Sie besaß einen breiten Schirm aus dunkelgrünem Plastik, so daß ich fast aussah wie ein Amerikaner auf Europa-Trip.

Den Leihwagen, einen kleinen Fiat Ritmo, hatte ich dort stehengelassen, wo der normale Weg endete und in eine steinige, sehr staubige Piste überging.

Da kam höchstens ein Landrover voran und auch nur, wenn der Weg breit genug war.

Das poröse Gestein hatte einen großen Teil der Hitze geschluckt. Es war heiß.

An besonders empfindlichen Stellen hatte ich den Eindruck, als würde es allmählich anfangen zu kochen. Grauschwarz präsentierte es sich mir, und wenn ich nach Süden schaute, sah ich einen

gewaltigen flachen Kegel, der das Ende eines Berges bildete, der Geschichte gemacht hatte. Es war der Vesuv. Vorlauter Smog war er allerdings kaum zu sehen. Neapel war daran schuld, diese Stadt, die man lieben und auch hassen konnte. Ich brauchte mich nur zu drehen, um sie im Tal liegen zu sehen. Ein gewaltiges Häusermeer. Die neu errichteten Hochhäuser wirkten wie die Kulisse zu einem modernen Horrorfilm. Man hatte nicht sehr viel nach dem verherenden Erdbeben der letzten Jahre gelernt und genauso primitiv wieder aufgebaut, um schnelle Lira in die Kassen der mafiaabhängigen Gesellschaften fließen zu lassen. In Neapel steckte der Wurm, und es würde sich auch niemand finden, der ihm den Garaus machte. Der wirkte wie eine Hydra. Schlug man ihm einen Kopf ab, wuchsen sofort neue nach.

Es gab auch eine andere Seite dieser Stadt. Es war der Golf, über dem allmählich die Sonne versank und die sonst graugrüne Oberfläche mit einem faszinierend wirkenden goldenen Schein übergoss, der zu wandern schien, je nachdem, wie sich die Wellen bewegten und auf das Ufer zurollten.

Ich war nicht zum erstenmal in Neapel. Ungern erinnerte ich mich an den Fall, als ich den Unhold suchte und Mandra Korabs Dolche hatte finden wollen.[\[1\]](#)

Die Strecke war mir beschrieben worden. Ich führte auch eine Zeichnung bei mir. Suko hatte ein Duplikat der Zeichnung eingesteckt, er kam nur von einer anderen Seite den Berg hoch. Wir hatten uns ausgerechnet, daß wir ungefähr zur gleichen Zeit an der Grabstätte dieses angeblichen Vampirs zusammentreffen würden.

Wenn ich daran dachte, daß wir noch die Chance bekommen hatten, drei bis vier Tage Urlaub einlegen zu können, wollte ich die Strapazen des Fußmarsches gern auf mich nehmen und gegen Hitze sowie Staub ankämpfen.

Die Strecke zog sich hin. Sie schien aus einem Gummiband zu

bestehen, das mal breiter gezogen worden war, dann in zahlreichen Kehren und Serpentinen verlief, um irgendwann einmal ein Stück geradeaus zu laufen, dabei aber an Höhe gewann.

Dementsprechend verhielt es sich mit der Steigung. Ich kam nicht nur ins Schwitzen, sondern auch außer Atem und mußte gehörige Portionen Staub schlucken.

Über den Hut war ich echt dankbar. Sonst hätte mir die Sonne noch das Gehirn aus dem Schädel gebrannt, obwohl da nicht viel war, wie mein Freund Bill Conolly mal behauptet hatte.

Ich trug Turnschuhe mit dicken Sohlen, wobei ich den Eindruck bekam, daß sie auf der heißen Vulkanerde allmählich aufweichten und bei jedem Schritt festklebten.

Ein ungewöhnlicher Geruch schwängerte die Luft. Schwefeldioxid stinkt auf eine für mich widerliche Art und Weise. Ich wurde bei jedem Schritt an den Geruch der Hölle erinnert. Auch der besaß eine große Ähnlichkeit mit diesem hier. Zudem brachte der Wind auch die Hitze mit. Er schien sie aus den Poren des grauen Vulkangesteins herausgesaugt zu haben. Ich mußte wieder auf die Karte schauen. Bisher hatte ich den Weg eingehalten, zumindest hoffte ich das, und ich markierte mit dem Finger die Stelle, wo ich stand.

Vor mir lag noch der Weg, der auf die Spitze des Berges führte, wo gewaltige Gesteinstrümmer auf der plateauartigen Erhebung lagen und ein Gräberfeld bildeten. Wenn ich dort hochschaute, kam mir die Gegend wie ein urzeitlicher Friedhof vor.

Auf dem Weg dorthin strengte ich mich noch einmal an. Etwa zehn Minuten später stand ich dort, wo auch das Grab oder die Gruft des angeblichen Vampirs liegen sollte.

Von Suko sah ich keine Spur. Entweder war er nicht so weit, oder er hatte sich zwischen den Felsen versteckt, unter Umständen stand er bereits am Grab.

Das ich noch suchen mußte.

Die Gegend erinnerte mich an eine Landschaft, wie sie SF-Autoren des öfteren beschreiben. Kraterähnlich, schwarz, verbrannt, tot und leer. Nicht ein Grashalm schaute aus dem Boden. Man konnte das Gefühl haben, daß der Vesuv in den nächsten Minuten anfing, Feuer und heiße Lava zu spucken, um alles zu vernichten.

Die hohen Reste und Felstrümmer unterschiedlichster Größe nahmen mir die meiste Sicht auf das Meer und Neapel.

Ich bewegte mich allein zwischen den Steinen und fragte mich, was ein englischer Tourist hier oben gesucht hatte. Mich hätte keiner freiwillig auf den Vulkanhang bekommen.

Manchmal drangen auch Dämpfe aus handbreiten Spalten oder Rissen. Sie verteilten sich, nahmen an Breite zu und wirkten wie dünne Tücher, bevor sie verwehten.

Der stinkende Schwefeldioxid-Geruch blieb. Er kratzte in meiner Kehle, ich räusperte mich hin und wieder frei, atmete das Zeug aber stets erneut ein.

Auf der Zeichnung war nicht genau festgelegt worden, wo sich die Grabstätte des angeblichen Vampirs befand. Ich suchte auf gut Glück und war froh, eine Lampe bei mir zu tragen, denn die Sonne würde bald untergehen.

Manchmal rollten kleine, harte Aschestücke weg, wenn ich gegen sie trat. Und ich sah, als ich nach rechts schaute, eine Erhebung, die wie ein kleiner Berg auf dem Berg wirkte.

So stumpf und dunkelgrau ragte er in die Höhe. Beim Näherkommen erkannte ich meinen Irrtum. Es war kein zweiter Berg, sondern breite Felsen, die eine regelrechte Mauer bildeten, aber an der rechten Seite den Eingang einer Höhle aufwiesen. Halbrund, als hätte sie jemand hineingeschlagen.

Das konnte durchaus die Grabstätte eines Vampirs sein. Diese Blutsauger schliefen ja in Höhlen oder alten Gräbern sowie Gräften. Bevor ich die Höhle betrat, schaute ich mich noch um. Soweit ich

erkennen konnte, befand ich mich mutterseelenallein in dieser unwirklichen Mondlandschaft.

Suko schien sich verlaufen zu haben.

Ich holte die Lampe hervor und ließ den Strahl in die Finsternis der Höhle stechen.

Rissige, rauhe Steinwände, ein unebner Boden, Düsternis, auch der typische Schwefelgeruch, das erwartete mich. Eine Spur von Leben entdeckte ich nicht.

Sehr vorsichtig betrat ich das unbekannte Gelände. Nach dem Eingang wurde der Weg schmal, und er verbreiterte sich erst, als ich fünf Schritte zurückgelegt hatte. Da geriet ich in einen hallenartigen Raum, den man als einen Ort des Grauens bezeichnen konnte. Oder eine völlig öde Stelle am Ende der Welt.

Der Strahl glitt über eine dunkle Fläche, die glatt wie ein Spiegel lag. Es war die Oberfläche eines Sees. Wahrscheinlich besaß das Wasser einen ungemein hohen Schwefelanteil, denn an den Rändern war er teilweise kristallisiert.

Ich ging vor bis zum Ufer, suchte noch nach Spuren, fand aber keine. Dafür war die Luft noch schlechter geworden. Man konnte sie kaum atmen. Lange würde ich es in der Höhle nicht aushalten. Um den kleinen Schwefelsee konnte ich nicht herumgehen, weil er an der gegenüberliegenden Seite mit der Felswand abschloß. Sehr langsam bewegte ich meinen Arm nach rechts. Der Lichtfinger glitt über den Boden, traf die Wand, die ich Stück für Stück ableuchtete und plötzlich zusammenfuhr, denn ich hatte etwas gesehen.

In einer Öffnung, die wie ein Tunnel in die Wand geschlagen worden war, stand ein länglicher Gegenstand.

Erst beim Näherkommen sah ich, um was es sich dabei handelte. Und ich mußte dem englischen Touristen recht geben, denn ich schaute auf einen steinernen Sarg!

Das war in der Tat eine Überraschung. Mit der eingeschalteten Lampe in der Hand trat ich näher und sah, daß man den Deckel abgenommen hatte. Er lag neben dem Sarg, war dabei gekippt worden und stand trotzdem so günstig, daß ich die Schrift auf seiner oberen Seite lesen konnte. Damiano Fulgera.

Ein Name, den ich noch nie gehört hatte. Hieß so der Vampir? Davon konnte ich ausgehen, leuchtete direkt in den Sarg hinein und fand ihn nicht leer.

Etwas bedeckte den Boden. Eine Schicht. Im Prinzip grau, an manchen Stellen jedoch heller schimmernd. Ich bückte mich und stach den Finger in die Schicht.

Als ich meine Probe zwischen den Fingern rieb, stellte ich fest, daß es sich dabei um Asche oder Staub handelte. Stammte sie von dem Vampir, der möglicherweise in dieser Höhle gelebt hatte? Wenn ja, war ich zu spät gekommen.

Gedankenverloren rieb ich die Probe weiter. Kleine Körper schrammten über meine Haut. Vampirasche brauchte nicht immer so fein zu sein wie Mehl. Da gab es durchaus Unterschiede. Nur hätte ich gern gewußt, wer und wie dieser Jemand den Vampir getötet hatte.

»John?« Hinter mir hatte jemand gerufen. Seine Stimme klang dumpf und trotzdem hohl.

Ich drehte mich um. »Komm ruhig rein, Suko, der Baum brennt noch.«

Mein Freund lachte. »Dir scheint es ja ziemlich gut zu gehen, wenn du schon Scherze machen kannst.«

»Es geht.«

Ich hörte ihn kommen. Ein zweiter Lampenstrahl gesellte sich zu meinem. Neben mir blieb Suko stehen. »Das war vielleicht eine Tour. Ich kam mir vor wie eine Gemse, als ich über die Vulkanasche spazierte. Na ja, jetzt haben wir es hinter uns.« Er leuchtete den Sarg

direkt an, sah auch die Asche und fragte: »Hast du ihn gekillt, John?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Keine Ahnung. Als ich kam, fand ich alles so vor, wie du es jetzt siehst.« Suko schüttelte den Kopf. »Dann ist uns also jemand zuvorgekommen.«

»So sieht es aus.«

Suko untersuchte den Steinsarg. »Ich würde sagen, daß der ziemlich alt ist.« Er hob die Schultern. »Ob der Vampir ebenfalls das Alter gehabt hat?«

»Keine Ahnung.«

»Und du kennst auch nicht den Namen?«

»Nein.«

Suko schaute mich an. »John, sei ehrlich, dir können doch die Antworten, die du mir gibst, auch nicht gefallen. Ich jedenfalls bin damit nicht zufrieden.«

»Stimmt.«

»Was also stört dich?«

Ich schüttelte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern.

»Alles stört mich. Das ging mir einfach zu glatt. Da ist ein Tourist, der etwas von einem Vampir faselt, den er angeblich gesehen haben will. Wir fahren hin, finden eine Höhle, einen offenen Steinsarg und auch die Asche darin.«

»Vampirasche, John!«

Ich schaute Suko aus schmalen Augen an. »Dessen bist du dir ganz sicher?«

»Du nicht?«

»Genau, ich nicht. Ich habe vielmehr das Gefühl, als hätte sich jemand hier einen Scherz erlaubt oder uns getäuscht. Irgendeine Asche in den Sarg gestreut, während der richtige Vampir verschwunden ist.«

Suko fing an zu grinsen. »Eine tolle, aber auch eine sehr gewagte Theorie, mein Lieber.«

»Das gebe ich zu.«

»Worauf basiert sie?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Es ist einfach mein Gefühl, das sich gemeldet hat.«

Suko drehte sich um. »Du mußt es wissen. Hier oben haben wir auch eine gottverlassenen Gegend. Wer kommt schon freiwillig hierher?«

»Richtig. Was hatte dann der Tourist hier zu suchen?«

»Das war ein Spinner.«

»Wirklich?«

»Ja, der brauchte Motive. Er wollte eine Fotoserie über Vulkane und deren Umgebung schießen. Den Knaben kannst du abhaken.«

»Auch den Vampir?«

»Das wird sich herausstellen.« Suko hob einen Finger. »Der Name Damiano Fulgera sagt dir nichts — oder?«

»Nein, den höre ich heute zum erstenmal.«

»Ich auch, aber hier in Italien kennt ja jeder jeden. Vielleicht sollten wir mal nachfragen, ob er bekannt ist.«

»Und wen sollen wir fragen?«

»Unsere Kollegen oder die Personen, die in der alten Hütte leben. Sie steht dort, wo ich praktisch meinen Aufstieg begonnen habe. Wir werden meinen Weg nehmen, dann kommen wir an ihr vorbei.«

»Was sind das für Menschen?«

»Bergbauern wohl.«

Ich verzog die Lippen. »Auf diesem Gelände?«

»Habe ich mich auch gewundert, aber ich bekam eben keine andere Antwort und sollte auch keine weiteren Fragen stellen.«

»Das hat man dir so gesagt?«

»Ja.«

»Dann scheinen die Leute etwas auf dem Kerbholz zu haben.«

»Wir werden es herausfinden, wenn wir sie fragen. Komm, hier habe ich nichts mehr zu suchen. Außerdem gefällt mir die verdammte Luft in der Höhle nicht.«

Suko hatte recht. Wir wußten zwar nicht, woran wir genau waren, aber die Höhle hier brachte uns nichts. Dafür wurde ich das Gefühl nicht los, daß dieser Fall längst nicht abgeschlossen war. Der führte sicherlich in ganz andere Dimensionen hinein.

Suko erwartete mich vor der Höhle. »Hier ist die Luft ein wenig besser.«

Zwischen den Felsen war es schon leicht dämmerig geworden.

»Findest du den Weg noch zurück?«

Fast strafend schaute er mich an. »Für wen hältst du mich?«

»Für einen Guten, Suko, nur für einen Guten...«

LASER war in!

Ob in der Raumfahrt, der Medizin, der Kommunikation oder der Vergnügungsindustrie. Es lief einfach nichts mehr ohne Laser. Davon profitierten auch die großen Discos in aller Welt, besonders in den Staaten.

LASER HALL hieß die neue Disco im Zentrum von Manhattan, südlich des Central Park, an der Grenze zu Greenwich Village. Eine Disco, die einfach super war. Das jedenfalls sagten die Yuppis, und die mußten es wissen. Die Yuppis gehörten zu einer Gruppe von jungen Leuten, die sich der Null-Bock-Generation entgegengestellt hatten. Sie wollten Karriere machen, und das schafften sie auch. Die meisten waren in der Unterhaltungs- und Freizeitbranche tätig.

Jeder wollte ein Spezialist sein, und ein jeder wollte sich von dem anderen unterscheiden und seinen eigenen Weg gehen. Dabei waren sie trotzdem auf irgendeine Art und Weise uniformiert. Sie kauften ihre Kleidung in den gleichen Läden, aßen nur in bestimmten

Lokalen, legten sich auf gewisse Drinks fest und bildeten so eine Clique. Sie mieteten teure Apartments, fuhren tolle Autos und sahen sich einfach als chic an.

Die Mädchen waren entsprechend. Auch sie flippig, abenteuerlich gekleidet, und ihr Domizil war seit einiger Zeit die LASER HALL, eben die Super-Disco, wo sie unter sich waren und sich austoben konnten. Zur Disco gehörten ein Restaurant, eine Sauna und zwei Fitneßräume sowie ein unter der Erde gelegenes Squash Center. Voll war die Disco jeden Abend trotz der hohen Preise. Das schreckte viele Gäste ab, aber das wollten die Yuppis ja.

An diesem Freitag war es besonders voll. Das Wochenende lag vor der Tür, der Tag im Mai war verdammt warm gewesen, die Sonne hatte New York in eine blühende Stadt verwandelt, und jeder besaß eine blendende Laune. Auf mehreren Tanzflächen verrenkten die Paare sich ihre Glieder nach modernen Tänzen, und sie bewegten sich unter dem farbigen und ständig wechselnden Spektrum des Laser-Lichts.

Ein nie abreißendes Gewitter aus buntem Licht schwebte über den Köpfen der Tänzer. Und an der Bar, der modernen Konstruktion eines leicht verrückten Designers, drängten sich ebenfalls die Gäste, um, was in letzter Zeit sehr modern gewesen war, Champagner zu schlürfen. Eiskalt rann er in ihre Kehlen. Die Keeper kamen mit dem Nachfüllen der langstieligen Gläser kaum nach.

Es herrschte also Hochbetrieb.

Im Restaurant war es dagegen ruhiger. Es besaß nur zehn Tische. Wie die Erfahrung zeigte, würde es sich erst kurz vor Mitternacht füllen, wenn sich die Gäste hungrig getanzt hatten.

Drei Personen hockten zusammen.

Ein Mädchen und zwei junge Männer. Sie trugen weiße Kleidung. Die Strümpfe des Mädchens waren schwarz, hauchdünn und zeigten dank des geschlitzten Rockes die bunten Schmetterlingsmotive bis in

schwindelerregenden Beinhöhen hinauf.

Auch die Männer legten Wert auf moderne Kleidung. Natürlich lässig geschnitten, italienische Mode, und die kurzen Haarschnitte hatten sie sich wahrscheinlich von den Dressinen irgendwelcher Magazine abgeschaut.

Eine Schwarze brachte den Salat. Mehr wollten sie nicht essen, aber die Platte reichte aus. Die Kellnerin lächelte freundlich und klimperte mit den violett angepinselten Wimpern. Dann ging sie mit schwingenden Hüften davon, begleitet von den hungrigen Blicken der beiden Männer.

»He, was starrt ihr so?«

»Die ist klasse.«

»Und ich nicht?«

»Du auch, Kiki.«

Das Mädchen lächelte. Kiki hatte ein leidlich hübsches Gesicht. Vielleicht war ihre Nase ein wenig zu dick, aber das ließ sich durch Schminke übertünchen. Die violett lackierten Fingernägel paßten in der Farbe zum Lippenstift, und durch das Augenwasser bekamen ihre Pupillen einen gewissen Glanz.

»Macht mir doch nichts vor, ihr beiden. Ihr seici scharf auf die Farbige.«

»Hast recht.« Der Mann, der das zugab, hieß Peter Redford.

»Bitte. Und du, Mark?«

»Es geht.«

»Du willst es nur nicht zugeben.«

»Ich hatte schon das Vergnügen.«

»Ach.« Kiki legte beide Hände flach neben den Teller. »Du hast mit ihr schon...«

»Klar.«

Peter lachte. »Wie war sie denn?«

»Eine Wiederholung lohnt sich nicht.«

Redford winkte ab. »Ich weiß nicht so recht. Wahrscheinlich willst du nur nicht, daß ich mal mit ihr ins Bett steige.«

»Sollen wir nicht lieber essen?« fragte Kiki. Ihr ging das Gespräch auf die Nerven.

»Ja, du hast recht.«

In den nächsten Minuten wurde es ruhig. Hin und wieder schielte Peter auf die Schwarze, die sich in der Nähe aufhielt und mit einem Tuch über Tischplatten wischte. Wahrscheinlich tat sie das aus reiner Beschäftigungstherapie, um den jungen Männern schöne Augen zu machen. Schließlich verschwand sie doch und ging auf eine kleine Seitentür zu, hinter der die Küche lag.

Die Tür war noch nicht ganz geschlossen, als die Gäste einen hellen Schrei hörten. Sie erschraken so sehr, daß ihnen das Besteck fast aus den Händen rutschte.

»Das war doch die Kellnerin!« flüsterte Kiki.

»Kann sein.« Peter drückte sich vom Stuhl hoch, auch Mark Webster stand auf.

»Wollt ihr in die Küche?«

»Klar.«

»Soll ich mitkommen?« Kiki stellte die Frage zwar, aber am Klang ihrer Stimme hörten die beiden, daß sie keine direkte Lust hatte. Deshalb bekam sie auch keine Antwort.

Wohl war ihnen nicht, als sie sich auf den Weg machten. Sie waren schon öfter in der Küche gewesen, und Peter stieß als erster die Tür auf. In dem Augenblick, als sich Kiki erhob. Mark ging einen Schritt zurück.

Peter merkte es nicht. Er drückte sich in den Raum hinein, seinen rechten Fuß stellte er zuerst auf den gekachelten Boden, und er sah plötzlich die dunkelrote Lache.

Blut...

Es stammte aus einer Kopfwunde, denn die Farbige lag auf dem

Boden und rührte sich nicht mehr.

Peter erstarrte. Er hatte nur Augen für die Kellnerin. Als er den Schatten neben sich auftauchen sah, war es bereits zu spät. Der Hieb erwischte ihn am Hals, raubte ihm die Luft und trieb ihn gleichzeitig zurück. In den Knien sackte er ein, er würgte, prallte gegen einen Tisch, und vor seinen Augen entstanden Schleier. Daß er zu Boden fiel und dabei noch einen Stuhl mit umriß, merkte er kaum. Und er sah auch nicht den Mann, der sich über die Schwelle schob und das kleine Restaurant betrat. Mit zwei Revolvern war er bewaffnet. Er trug ein kurzes graues Unterhemd, dazu alte Jeans und Lederstiefel. Sein Gesicht zeigte einen verschlagenen Ausdruck. Die hochstehenden Wangenknochen und die Schlitzaugen ließen darauf schließen, daß in seiner Ahnenreihe auch einige fremde Rassen vertreten waren.

Mark Webster und Kiki wagten nicht, sich zu rühren. Sie standen da, hatten die Arme vom Körper abgespreizt und kamen sich vor wie in einem schlechten Film.

Der Eindringling hielt die beiden Revolver so, daß die Mündungen jeweils auf Mark und Kiki wiesen. Sein Grinsen war falsch und fast schon tödlich. In den dunklen Pupillen lag ein unruhiger Ausdruck, ein Flackern und Flimmern, das die jungen Leute auch kannten. Zwar nicht an sich selbst, dafür bei Junkies, die unbedingt Stoff brauchten. Koks oder Heroin...

»Setzt euch hin«, sagte der Mann. »Los, wieder an eure Plätze, oder ich blase euch das Gehirn aus dem Schädel. In der Küche liegen schon zwei. Den Koch habe ich mir als ersten vorgenommen. Er starb durch ein Fischmesser...«

Kiki hätte am liebsten geschrien. Die letzten Worte hatten sie fertiggemacht. Dieser Kerl war nicht ein einfacher Räuber, sondern ein gefährlicher Killer.

Zitternd kamen die beiden dem Befehl nach und setzten sich dorthin,

wo auch ihre Teller standen.

Der andere aber ging zu Peter Redford hinüber, bückte sich und holte mit einem zielsicheren Griff dessen Brieftasche aus der hinteren Hosentasche.

Einen Revolver hatte er weggesteckt, den anderen hielt er noch fest. Er klappte die Brieftasche auf und durchsuchte mit flinken Fingern die Fächer.

Geld wollte er haben, nur Geld. Aber die Yuppis zahlten nicht gern bar. Sie gehörten zu den Typen, die Kreditkarten liebten. Dementsprechend mager fiel die Beute aus.

Zehn Dollar waren alles.

Vor Wut schleuderte der Mann die Brieftasche in die Ecke. Seine Augen leuchteten noch stärker, die beiden jungen Menschen hatten das Gefühl, als würde er jeden Augenblick explodieren und sie einfach zusammenschießen. Das tat er nicht.

Mit einer langsam wirkenden Bewegung drückte er sich hoch. Sein Blick blieb auf die beiden gerichtet, die wie steinerne Denkmäler am Tisch hockten.

Er hielt wieder seine zwei Revolver in den Händen. »Das reicht nicht«, flüsterte er rauh. »Verdammtd, das reicht nicht für einen Schuß, ihr Hunde...«

Er brauchte nur zwei große Schritte, um Mark Webster zu erreichen. Neben ihm blieb erstehen und senkte den Lauf der Waffe. Die Mündung preßte er gegen das Kinn des Mannes. Den rechten Arm hatte er zur Seite gestreckt, so daß sich auch das Mädchen in der Schußlinie seiner Waffe befand.

»Wie gesagt, es hat mir nicht gereicht. Hoffentlich hast du mehr Geld bei dir.«

Mark schwitzte. Der Schweiß lag wie kleine Perlen auf seiner Stirn. »Tut mir leid, ich... ich habe...«

»Wieviel?«

»Ein paar Dollars...«

Der Raubmörder atmete zischend ein. »Dann hol sie raus.«

»Ja, ja, sofort.«

Er griff in die Tasche. Dem anderen dauerte es zu lange. Blitzschnell schlug er zu, und die Schramme, die der Waffenlauf hinterlassen hatte, zog sich fast vom Auge bis zum Mundwinkel des jungen Mannes.

»Schneller, du Typ, schneller...«

Marks Gesicht war vom Schmerz gezeichnet. Er holte mit zitternden Händen einige Scheine hervor. Insgesamt achtzehn Dollar.

»Mehr nicht?«

»N... ein...«

»Verdammt!« Mehr sagte der Eindringling nicht, bevor er sich scharf umdrehte und das Mädchen aufs Korn nahm. »Ich habe gehört, wie du heißt. Kiki. Jetzt liegt es in deiner Hand, mich zufriedenzustellen. Ich brauche einen Schuß und auch Geld. Ihr seid verdammt reich, ihr Stinker. Die Kellnerin hatte nichts, der Koch wollte mir nichts geben, deine Freunde konnten es nicht. Jetzt will ich von dir einen Hunderter haben. Alles klar?«

Kiki nickte. Sie war nicht in der Lage zu sprechen, deshalb hob sie nur die Schultern. Ihr Gesicht war fast weiß wie die Kleidung, die sie trug.

»Du hast es nicht?«

Sie begann zu weinen. Das konnte den Süchtigen nicht erbarmen. Er packte sie hart an, daß sie fast vom Stuhl gefallen wäre. Dann suchte er selbst nach.

Was er fand, ließ ihn vor Wut heulen. »Schäbige siebzehn Dollar. Das ist zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Okay, ich werde wahrscheinlich sterben, aber ihr kripiert auch. Ich lasse fünf Leichen zurück. Die Kellnerin werde ich auch noch killen. Fünf Tote, das wird eine Spur. New York wird vor mir zittern.« Er sprang zurück

und fuchtelte mit beiden Waffen.

»Wen soll ich zuerst umlegen?«

»Bitte!« flehte Kiki. »Ich... ich habe Ihnen nichts getan. Wir alle haben Ihnen nichts getan.«

»Doch, ihr hättet mehr Geld mitbringen sollen. Wenn ich keinen Stoff kriege, will ich das Krachen der Waffen hören. Das ist Musik in meinen Ohren.«

Er sah so aus, als wollte er Ernst machen. Mit dem rechten Revolver zielte er auf Kiki, mit dem linken auf Mark.

Peter Redford bekam von den Vorgängen kaum etwas mit. Der Schlag hatte ihn fast paralysiert. »Du wirst nichts tun!«

Die Stimme klang hart und befehlsgewohnt. Und sie war im Rücken des Killers aufgeklungen.

Der kreiselte herum, schaute zur Tür, sah dort einen Schatten und etwas Silbernes, das durch die Luft jagte.

Im nächsten Augenblick steckte es in seiner Kehle!

Es war ein wuchtig geschleudertes Messer gewesen, das so zielgenau getroffen hatte.

Der Süchtige kam nicht dazu, auch nur eine seiner Waffen abzudrücken. Er bäumte sich auf, stellte sich auf die Zehenspitzen, während seine Arme gleichzeitig nach unten fielen, sich die Finger von den Griffen der Revolver lösten und die beiden Waffen zu Boden schepperten, wo sie noch ein Stück weiterrutschten.

Wie ein Brett kippte der Süchtige um, schlug auf und blieb liegen. Er würde keinen Stoff mehr brauchen.

Der gesamte Vorgang hatte nur wenige Sekunden gedauert. Erst jetzt kamen Kiki und Mark Webster dazu, sich überhaupt Gedanken darüber zu machen. Zudem wurde ihnen bewußt, daß der Fremde ihnen das Leben gerettet hatte.

Er stand noch an der Tür zur Küche. In Schwarz war er gekleidet, sein Gesicht wurde von einer ebenfalls schwarzen Kapuze bedeckt,

die nur zwei Schlitze für die Augen besaß.

Er hielt keine Waffe mehr in der Hand, sein Blick war aber auf den Toten am Boden gerichtet.

Langsam kam er näher an den Tisch. Er passierte den stöhnenden Peter Redford und blieb neben Kiki stehen. Mark hatte sich auch wieder aufgerichtet und hielt sein Gesicht, wo ihn der Waffenlauf erwischt hatte.

»Er hatte es nicht anders verdient.« Die Stimme unter der Maske klang dumpf.

»Ja, ja...« Kiki verzog den Mund. Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Wer sind Sie?«

Unter der Kapuze lachte der Mann. »Das werden Sie noch früh genug herausbekommen. Ich bin ein Mann vom Jet-set. Mal hier, mal dort. Ich reise umher.«

»Und retten Menschen?«

»Auch.«

Kiki wollte aufstehen, doch eine Hand drückte sie zurück. Sie lag auf ihrer Schulter, war schmal, dennoch kräftig und mit langen Fingern versehen. Was dem Mädchen an ihr auffiel, war die kalkige Blässe. Nur bei Toten sah man eine solche Klaue.

Obwohl der Mann ihr und das Leben ihrer Freunde gerettet hatte, fürchtete sie sich instinktiv vor ihm, und über ihren Körper rann eine Gänsehaut. Der andere schien es gespürt zu haben, denn er zog seine Hand sofort wieder zurück.

Dann drehte er sich um. Von den beiden jungen Männern nahm er keine Notiz, als er den gleichen Weg wieder zurückging, den er gekommen war. Kurz vor Erreichen der Küchentür rutschte noch etwas aus seiner rechten Hand und flatterte zu Boden.

Es war ein Stück Papier oder ähnliches. Kiki wollte ihn noch aufmerksam machen, aber der andere verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war. Nur die Tür pendelte noch nach.

Kiki saß wie erstarrt am Tisch. Sie konnte es kaum glauben, und erst als Mark seinen Kopf anhob, sie fragend anschaute, nickte sie.

»Wir... wir sind gerettet. Er hat uns nicht getötet...«

»Wer war er?«

»Ich weiß es nicht.« Kikis Antwort besaß bei Kiki gleichzeitig so etwas wie eine Signalwirkung, denn sie stemmte sich hoch und stand auf. Mit zitternden Beinen schritt sie dorthin, wo das Papier lag, das der Unbekannte hatte fallen lassen. Kiki hob es auf.

Es war eine Visitenkarte. Auf weißem Hintergrund stand in schwarzen Lettern gedruckt nur ein Name. DAMIANO FULGERA.

Wir hatten das Haus erreicht, von dem Suko gesprochen hatte. Es lag nicht weit von dem Ort entfernt, wo auch unser Leihwagen stand. Man hatte es aus weißen Steinen errichtet und nur kleine Fensteröffnungen gelassen, damit nicht zuviel Hitze hineinströmte. Ich klopfte an die rotbraune Holztür. Zuerst erschien das Gesicht einer Frau am Fenster. Sie schaute sehr mißtrauisch, bevor sie ihre Frage stellte.

»Was wollen Sie?«

»Bitte, Signora, wir möchten mit Ihnen reden.«

»Weshalb?«

»Wir haben etwas gefunden.«

»Was?«

»Das möchten wir drinnen mit Ihnen...«

»Nein, ich lasse niemanden hinein.«

»Vielleicht könnten Sie dann kommen.«

»Sicher, gern.«

Uns überraschte die Bereitwilligkeit, den Grund dafür erkannten wir, als sie die Tür öffnete. Sie war nämlich nicht allein. Flankiert wurde sie von zwei Typen, die uns mit düsteren Blicken anschauten und die Mündungen ihrer Schrotflinten auf uns gerichtet hielten.

»Jetzt könnt ihr sprechen«, sagte die Frau.

Ich nickte, schaute sie an, dann die Kerle und glaubte, in den Gesichtern eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen erkennen zu können. Wahrscheinlich war es die Mutter mit ihren beiden Söhnen.

»Wir waren oben zwischen den Felsen und fanden dort eine Höhle.«

Die Frau verengte die Augen. Sie trug ein dunkles Kopftuch. Auch die übrige Kleidung war dunkel. Der Rock reichte bis zu den Knöcheln. Die faltigen Hände hatte sie in Höhe des Gürtels zusammengelegt.

»Ja, und?«

»Dort entdeckten wir einen offenen Sarg.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Sie kennen ihn, nicht wahr, Signora?«

Ich bekam keine Antwort. Statt dessen trat sie zwei Schritte zurück in die Dämmerung des Hauses. »Kommen Sie herein.«

Noch immer waren die Mündungen der Schrotflinten auf uns gerichtet. Ich schaute Suko an, der kurz seine Augenbrauen anhob und dann nickte. Wir hatten einmal in den sauren Apfel gebissen, jetzt wollten wir ihn auch aufessen.

»Laßt sie!« Der Befehl galt den beiden Söhnen. Sie zogen sich gehorsam zurück und gaben uns den Weg frei.

Im Haus war es kühl und auch nicht so dunkel, wie es den Anschein gehabt hatte. Elektrischen Strom gab es auch. Wahrscheinlich speiste ein Generator die beiden Lampen, die aufleuchteten, als die Signora einen Schalter umlegte.

Unter einer Lampe stand ein rechteckiger Tisch, um den sich mehrere Stühle gruppierten. Dort konnten wir uns setzen. Das Klima hatte sich völlig verändert. Einer der Söhne brachte Wein, der andere Käse. Wir bedankten uns, als der Wein aus der Karaffe in den Tonbecher floß. Dann tranken wir.

»Vergiftet ist er nicht«, erklärte die Frau. »Wir kaufen ihn von

Verwandten.«

Er schmeckte gut und war herrlich kühl. Nach den ersten beiden Schlucken schon fühlten wir uns erfrischt. Gleichzeitig griffen Suko und ich zum Käse. Er war bereits in handliche Stücke geschnitten worden. Die Signora saß uns gegenüber und beobachtete genau. »Ihr kommt nicht aus diesem Land«, stellte sie fest.

»Aus England«, sagte Suko.

»Wärt ihr Einheimische, hätten wir euch vertrieben.«

Ich wollte nicht nach den Gründen fragen und ließ die Bemerkung so stehen.

»Hat man euch von ihm berichtet?«

Es war klar, daß sie den Vampir damit meinte. »Ja«, sagte ich, »ein Landsmann war hier.«

»Ich habe es gesehen.«

»Sprachen Sie auch mit ihm?«

»Nein, das konnte ich nicht. Er kam nicht vorbei, aber wir sahen ihn gehen.«

»Damiano Fulgera«, sagte ich. »Wer ist das? Wir fanden einen offenen Sarg und Asche darin.«

Die Frau lächelte schmal lippig. »Seine Asche?«

»Das weiß ich eben nicht.«

Sie schaute uns wieder nachdenklich an. »Ja, ihr seid sehr mißtrauisch«, murmelte sie. »Das ist vielleicht gut so. Sehr gut, wie ich finde. Man soll nicht alles glauben, was man sieht.«

»Kannten Sie ihn, Signora?«

»Wer kennt ihn schon?« antwortete sie orakelhaft.

»Aber Sie haben von ihm gehört?«

»Das stimmt, wir hörten von ihm. Er ist ein gefährlicher Dämon gewesen, der Blut trinkt. Ein Lava-Vampir, aber das ist schon sehr lange her. Leider starb er nie, und das letzte Beben soll seine Höhle freigelegt haben.«

»So sah es auch aus.«

Sie nickte nachdenklich. »Ich schickte mal meine Söhne hoch, aber auch sie trauten sich nicht in die Höhle hinein, denn sie hörten ihn fauchen und lachen. Es liegt schon ein Jahr zurück. Ich kann nicht an seinen Tod glauben, trotz der Asche.«

»Wenn Sie das sagen, glauben wir es Ihnen. Aber ich habe eine andere Frage. Wer oder was war dieser Damiano Fulgera?«

Sie überlegte einen Moment und trank dabei einen Schluck Wein. »Man kann ihn als einen Adeligen bezeichnen. Ja, er war ein Graf, und er hatte sehr viel Einfluß. Die Menschen hier in der Gegend fürchteten ihn. Er war ihnen zu brutal. Des Nachts kam er geritten, um sich Mädchen zu holen, so erzählt es die Geschichte, und er lebte auf einem alten Schloß in den Bergen.«

»Existiert das Schloß noch?«

»Ja, man hat es restauriert und für Führungen freigegeben. Es ist so etwas wie ein Museum geworden.«

»Sind schon Unglücke passiert?«

»Nein, das hätte ich gehört. Keinem Besucher wurde das Blut ausgesaugt. Wie ich schon sagte, alles beruht auf Märchen oder Legenden. Einen Beweis hat man nicht.«

Ich war trotzdem mißtrauisch. Diesem komischen Grafen traute ich nicht über den Weg. Auch ein offener, mit Asche gefüllter Sarg macht mich stets mißtrauisch, und ich fragte die Frau, wo sich Fulgera wohl versteckt halten könnte, falls er nicht gestorben war.

»Das weiß ich nicht.«

Auch ihre am Tisch sitzenden Söhne schüttelten die Köpfe. Ich leerte meinen Becher. Viel würde ich nicht mehr erfahren, das stand fest. Auch Suko dachte ähnlich, denn er traf Anstalten, sich zu erheben. Ich fragte trotzdem noch. »Gibt es nicht doch irgendeine Spur, die uns zu ihm bringen könnte?«

Die Signora schaute mich für einen Moment nachdenklich an. »Eine

Spur?« wiederholte sie. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Hatte der Graf Verwandte?«

»Nur seine Mutter.«

»Sie überlebte ihn?«

»Das ist möglich, doch so genau weiß ich nicht Bescheid. Und auch nicht, ob sie eine Blutsaugerin war. Das müßten Sie schon allein herausbekommen, wenn Sie ihn jagen wollen.«

Ich stand auf. »Wir bedanken uns sehr herzlich für die Gastfreundschaft und die Informationen.«

»Ich tat es gern.« Auch die Frau erhob sich. »Wissen Sie, man möchte hier Ruhe haben.«

»Das kann ich verstehen.«

Zu dritt begleiteten sie uns zur Tür. Wir traten hinaus und sahen den Himmel dunkler werden. Am Horizont, wo die Sonne stand, flammte er noch in einem dunklen Rot auf, das mich an Blut erinnerte. Ich hoffte, daß dies kein Omen war. Diesmal gingen wir in die andere Richtung, und Suko fragte leise: »Na, bist du jetzt schlauer geworden?«

»Kaum.«

»Ich auch nicht.«

»Und die Burg, von der die Signora erzählt hat?«

»Willst du sie besuchen?«

Ich bekam die Antwort erst, als wir den Ritmo erreicht hatten. An der Beifahrerseite blieb Suko stehen. »Nicht unbedingt. Wenn sie zu einem Museum geworden ist und dort noch nichts passierte, ist ja eigentlich alles in Butter.«

»Das kann man sagen.« Ich öffnete die Fahrertür. Ein gewaltiger Hitzeschwall drang mir entgegen. Das Innere hatte sich aufgeheizt. Wir sorgten für Durchzug und setzten uns erst einige Minuten später in den kleinen Wagen.

Suko kannte mich gut. Da ich sehr nachdenklich wirkte, hatte er

noch Fragen. »John, was ist los?«

»Ich bin nicht zufrieden.«

»Also doch zur Burg?«

»Nein.«

»Wohin dann?«

»Zu den italienischen Kollegen. Vielleicht wissen die mehr über eine Familie Damiano...«

Am folgenden Tag begannen wir mit unseren Erkundigungen. Urlaub good bye, konnte man sagen.

Wir wurden fast wie alte Freunde begrüßt, man war sehr hilfreich und kam auch zu einem Ergebnis.

Die Familie Damiano hatte zwar in der Nähe von Neapel gewohnt, war aber nicht auf einem der Friedhöfe dieser Stadt beerdigt worden, sondern weiter südlich auf dem Land.

Der Ort hieß Tibano.

Ein kleines Dorf am Fuß der Berge, auch nicht weit vom Schloß der Damianos entfernt, ungefähr 50 Kilometer südlich von Neapel. Dort wollten wir hinfahren.

Es war wieder ein heißer Tag geworden. Die südliche Sonne knallte auf das kleine Autodach.

Ein Vergnügen war die Fahrt nicht. Keiner von uns beschwerte sich, wir hatten es freiwillig getan. Den Ort Tibano fanden wir erst nach einigem Suchen. Er lag in einem grünen Tal, an dessen Hängen Wein wuchs. Unter dieser Sonne würde er prächtig gedeihen.

Das Schloß war nicht zu sehen, aber dort wollten wir auch nicht hin, sondern zu dem kleinen Dorffriedhof, der eingebettet zwischen den Reben lag und uns wie eine Kulisse vorkam.

Nicht nur die Hänge und die Reben bekamen die Sonnenstrahlen voll mit, der Friedhof ebenfalls. So lagen die Gräber im gleißenden Licht, und das Weiß der Grabsteine strahlte noch mehr ab.

Nur Idioten wie wir bewegten sich um diese Zeit. Die Einheimischen hielten Siesta. Uns war der Ort wie ausgestorben vorgekommen. Wir hatten nicht einen Menschen gesehen. Nur ein paar Hunde, die sich aber in den Schatten gelegt hatten.

Eine ebenfalls weiße Mauer umgab den Friedhof. In ihrem Schatten stellten wir den Wagen ab. Das hohe schmiedeeiserne Tor war nicht verschlossen.

Als wir es aufstießen, quietschte es in den Angeln. Dahinter befand sich ein Weg, der das Gelände in zwei Hälften teilte. Wo wir das Grab oder die Gruft der Damianos finden konnten, war uns nicht bekannt. So blieb uns nichts anderes übrig, als danach zu suchen.

Je ärmer die Menschen waren, um so schöner sahen ihre Friedhöfe aus. Das bekamen wir auch hier wieder einmal bewiesen. Die Grabsteine waren immer etwas Besonderes. Nie schmucklos, zumeist bestanden sie aus Figuren, die Heilige darstellten.

Und wir entdeckten eine Gruft. Sogar ein kleines Haus, das ungefähr in der Mitte des Friedhofs stand. Suko ging vor mir, blieb stehen und streckte den Arm aus. Er deutete auf eine Stelle über der Tür, wo in den grauweißen Stein ein Name eingeschlagen war.

Fulgera!

»Da haben wir es doch«, sagte ich und setzte meine dunkle Brille auf.

»Fällt dir nichts auf, John?«

»Nein.«

»Auf allen Gräbern habe ich Kreuze gesehen, nur auf dieser Gruft nicht. Kein christliches Symbol.«

Wo Suko es sagte, wurde auch ich mißtrauisch. Sicherheitshalber schritt ich um das Totenhaus herum. Es besaß keine Fenster und nur einen Eingang, vor dem Suko auf mich wartete.

»Ich habe mir schon die Tür angesehen.«

»Und?«

Mein Freund lächelte. »Man könnte sie, wenn man es unbedingt wollte, knacken. Das Schloß ist nichts Besonderes.«

»Wäre das zu verantworten?«

»Keine Ahnung.«

Hinter uns hörten wir Schritte. Als wir uns umdrehten, sahen wir die alte Frau, die eine Gießkanne in der rechten Hand trug, einen Hut auf dem Kopf sitzen hatte und uns mißtrauisch beäugte.

Ich grüßte freundlich und behielt mein Lächeln bei. Sie nickte zurück. Flüsternd, als ob sie die Ruhe der Toten nicht stören wollte, sagte sie: »Was wollen Sie an diesem Grab?«

Ich hatte Mühe gehabt, sie zu verstehen und gab meine Antwort sehr langsam. »Wir möchten wissen, wer hier begraben liegt.«

»Coletta Fulgera!«

»Eine Frau also?«

»Ja.«

»Wie lange schon?«

»Sehr lange.«

»Und woran ist sie gestorben?« Da stieß die alte Frau ein Brummen aus.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, nein, das geht nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Man spricht davon, daß hier eine Lebendige begraben worden ist. Diese alte Gruft stand zuerst. Man hat die andere Gräber um sie herum geschaufelt und auch die Kreuze gesetzt, damit sie nicht fliehen kann. Versteht ihr?«

»Nein...«

»Sie soll kein Mensch gewesen sein«, flüsterte die alte Frau. »Man hat sie nicht umsonst begraben. Manchmal, wenn ich in der Nacht auf dem Friedhof bin, dann hör ich sie.«

Ihre Stimme wurde zu einem Wispern und war schwer verständlich. Sie deutete mit dem Zeigefinger auf das Haus. »Dann höre ich ihre

Stimme. Ihr Jammern und Klagen, aber auch ihr Fluchen, denn sie wartet auf ihre Befreiung.« Nach diesen Worten schaute uns die Frau ernst und warnend an.

Ich nickte, bevor ich eine bestimmte Frage stellte. »Wie kann es dann sein, daß sie, wenn sie schon so lange im Sarg liegt, trotzdem noch lebt?«

»Weil sie kein Mensch ist.«

»Was dann?«

Die Frau faßte nach meinem Arm und zog mich ein Stück zur Seite. »Sie ist ein Vampir, den man in den Sarg gelegt hat, damit er für alle Zeiten still ist.«

»Hat man sie gepfählt?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, das hat man nicht getan. Wahrscheinlich fand sich keiner, der die Aufgabe hätte übernehmen können. Sie alle hatten Furcht. Man überraschte sie wohl im Schlaf, legte sie in den Sarg und schloß sie ein.«

Suko hatte sich von mir entfernt und sich das Schloß näher angesehen. Jetzt meldete er sich. Was er sagte, konnte die alte Frau nicht verstehen, weil er englisch redete. »John, das Tor ist offen.«

Ich war sofort bei ihm. Man hatte den Eingang der Gruft durch ein Eisentor versperrt. Ich schaute auf Sukos Hand, die bereits auf der gebogenen Klinke lag. Er hatte sie nach unten gedrückt und zog die Tür nun spaltbreit auf.

»Dann gehen wir hinein.«

»Nein, nicht.« Die Alte klammerte sich an uns fest. »Sie werden die Tote nicht...«

»Es war offen, Signora.«

Da ging sie zurück. Ihre Augen wurden groß. »Es war offen?« fragte sie leise nach.

»Ja.«

»Wer?«

»Ich weiß es nicht, aber wenn die Frau tatsächlich ein Vampir ist, werden wir uns zu wehren wissen.«

»Ja, versuchen Sie es.«

Sie blieb trotzdem zurück, als Suko das Tor langsam aufzog. Ich gab ihm mit der schußbereiten Beretta Rückendeckung. Trotz der Hitze rann ein kalter Schauer über meinen Rücken.

Hier auf dem Friedhof war es hell, da gleißte und strahlte die Sonne, vor uns aber drang eine Kühle aus der Gruftöffnung, die sich mit dem Geruch von Moder und Leichenkälte mischte.

Nicht ein Vogel zwitscherte in den nahen Bäumen. Mir kam es so vor, als hätte der Tod seine Hand bereits nach uns ausgestreckt. Suko zog die Tür bis zum Anschlag hin auf. Sie bildete jetzt zum Mauerwerk einen rechten Winkel. Ich schaute über seine Schulter. Nur allmählich floß das Tageslicht in die düstere Gruft, erhellt sie und das, was in ihr stand.

Abermals schauten wir auf einen Sarg!

Der hier bestand nicht aus Stein, sondern war aus Holz gefertigt worden. Vielleicht hatte er mal eine schwarze Farbe besessen, davon war nicht mehr viel zu sehen, er zeigte sich grau, vom Zahn der Zeit angenagt und halb zerstört.

Und er war offen!

Wir konnten nicht direkt in ihn hineinschauen, weil der Deckel noch schräg darüber lag. Als wir jedoch näher an ihn herantraten, konnten wir besser sehen.

Keine Tote lag im Sarg!

Er war leer, bis auf den berühmten Staub, den wir schon einmal gesehen hatten.

Suko leuchtete mit der Lampe in die Totenkiste hinein. Er trat auch den Deckel zur Seite, hob die Schultern und schaute mich dabei nickend an. Ich nickte zurück.

An der Tür stand die Frau. Sie traute sich nicht näher, fragte etwas,

das wir nicht verstanden und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

»Sie können ruhig näher kommen, Signora«, sagte ich. »Der Sarg ist leer. Hier liegt niemand.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

Sie schlurfte, als sie ging. Mit einer Hand stützte sie sich an der rauen Innenwand der Gruft ab. Zögernd näherte sie sich dem Sarg und blieb an seinem Fuß oder Kopfende stehen. Suko leuchtete die Totenkiste noch einmal aus. Im Schein der Lampe bekam die Asche einen silbrigen Glanz.

»Ja, er ist leer.« Die Frau stieß ein glücksendes Geräusch aus. »Er ist wirklich leer. Nur Asche, nur Asche...« wiederholte sie sich.

»Dann hat man sie gepfählt.«

»Und wer kann das getan haben?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sie tot ist. Einfach tot, zerfallen...«

»Dann ist das die Asche der Coletta Fulgera?«

»Welche sonst?« fragte sie erstaunt, wobei sie langsam ihren Kopf hob und mich anschaute.

Ich nickte ihr zu. »Richtig, Signora, welche sonst?« Meine Stimme hatte sehr nachdenklich geklungen. Ich hatte dabei das Gefühl, einem Phantom nachzurennen.

Wir verließen die Gruft. Die alte Frau war schon vorgegangen. Sie stand in der Sonne, sprach mit sich selbst und hielt die Hände zum Gebet gefaltet.

Als unsere Schatten über sie fielen, hob sie den Kopf. Ein Lächeln lag auf ihren Lippen. »Ich bin so dankbar«, hauchte sie. »Jetzt ist der Fluch gebrochen.«

»Das finde ich auch.«

»Wollen Sie nicht mit ins Dorf kommen? Ich werde es allen berichten, daß Sie...«

»Nein, Signora, wir fahren wieder.«

»Dann zünde ich für Sie zwei Kerzen an.«

Ich strich über ihren Kopf. »Tun Sie das und vielen Dank.«

Wir ließen eine glückliche Frau zurück, und das tat uns gut. Das andere allerdings nicht.

»John, ich habe das Gefühl, daß uns hier jemand verdammt an der Nase herumführt.«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Damiano Fulgera!« murmelte Suko. »Welch ein Name! Der paßt zu einem Vampir.«

Ich hatte inzwischen das aufgeheizte Automobil gestartet und fuhr den Weg wieder zurück. »Ob Vampir oder nicht, Suko, wir fassen immer ins Leere. Gibt es ihn überhaupt?«

»Zumindest gab es ihn.«

»Ja.« Vor einer Kurve bremste ich ab. »Hier in der Nähe soll doch auch sein Schloß liegen.«

»Willst du dorthin?«

»Wir haben Zeit.«

Suko stöhnte auf. »Wetten, daß wir auch dort keinen Erfolg haben werden?«

»Ich halte nicht einmal dagegen, Partner...«

Die Frau war erregt, das wußte sie. Und es machte ihr auch nichts aus, es dem Mann zu zeigen. Sie hatten sich in eine dunkle Nische verzogen. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, während sie vor ihm stand und ihre Hände über seine Brust krochen.

»Damiano«, flüsterte sie, »du machst uns hier alle verrückt. Mit wem hast du schon alles geschlafen? Los, sag es mir. Ich will wissen, wer meine Konkurrentinnen sind!«

»Mit keiner, meine Liebe«, erwiderte er ein wenig hochnäsig.

»Das glaube ich nicht.«

»Doch.«

Ihre Stimme bekam ein lauerndes Timbre. »Dann wäre ich möglicherweise die erste?«

»Falls es je dazu kommt, sicherlich.«

Sie stöhnte auf und schüttelte sich gleichzeitig. »Es wäre Wahnsinn, Damiano, reiner Wahnsinn. Laß es uns tun! Jetzt und hier! Es prickelt. Ich will nicht erst zurück ins Tal. Auf dieser Höhe ist es wie Champagner. Und das Lokal hier hat schon andere Dinge erlebt. Los, im Schnee oder im Heu, es ist mir gleich...«

»Aber Rose, ich will nicht.«

»Ich mache dich schon heiß. Das kann ich.«

»Das glaube ich dir sogar. Nur laß mich bitte zu den anderen gehen. Ich gehöre niemandem.«

Rose trat zurück. »Ja, das weiß ich inzwischen. Du gehörst allen. Seit du in St. Moritz aufgetaucht bist, fliegen dir die Herzen meiner Konkurrentinnen zu.«

Fulgera lachte. »Jetzt übertreibst du aber.«

»Nein, es ist die Wahrheit.«

»Da kann ich ja stolz sein.«

»Das kannst du bei dem Jet-set, der sich hier herumtreibt.« Sie trat zurück und ordnete ihr strähnig grau gefärbtes Haar. Auch den Reißverschluß des Anoraks zog sie wieder hoch. »Wann fährst du wieder hinab ins Tal?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

Er ließ sie stehen und ging den Flur durch, der dort endete, wo sich der Durchgang zum Lokal befand. Dabei mußte er auch einen an der Wand hängenden Spiegel passieren.

Rose, die ihm gefolgt war, schrak plötzlich zusammen und rief seinen Namen. »Damiano!«

Er blieb stehen und drehte sich um. Nicht weit entfernt brannte ein Licht. Die Lampe saß wie ein helles Auge in der holzgetäfelten

Wand und verbreitete einen weichen Schein. Er strahlte auch den Mann an, für den alle so schwärmt.

Damiano Fulgera war hochgewachsen, schwarzhaarig und erinnerte ein wenig an den großen Rockstar Falco. Auch er trug sein Haar glatt. Nur hatte er es nicht nach hinten gekämmt, sondern gescheitelt. Der breite Mund besaß kräftige Lippen, über denen eine schmale Oberlippe wuchs. Dunkle Augen, wie rasiert wirkende Brauen und eine kräftige, leicht gebogene Nase machten ihn für zahlreiche Frauen interessant. Vielleicht lag es auch an dem Flair, das dieser Mann verströmte. Von ihm ging stets der Hauch des Unheimlichen und gleichzeitig Fremdartigen aus. Zudem wirkte er unnahbar. Gerade das reizte wohl das weibliche Geschlecht, es einmal zu versuchen. Wie auch Rose, die mit einem Industriellen verheiratet war, der in Kanada saß und sein Geld mit dem Verkauf von Holz verdiente. In St. Moritz machte sie Urlaub. Allein.

»Was ist denn?«

Rose schüttelte den Kopf. Sie gab sich verwirrt. »Bitte, geh noch mal zurück.«

»Und weshalb?«

»Ich... ich glaube...« Sie lachte kichernd. »Du... du hast gar kein Spiegelbild gehabt, als du an dem Spiegel vorbeigegangen bist. Komisch, nicht wahr?«

»Schon. Aber du wirst dich getäuscht haben. Geh wieder zu den anderen, sonst fällt es noch auf, daß wir uns abgesetzt haben.« Mehr sagte er nicht. Er drehte sich um und ging.

Aber er betrat nicht den normalen Gastraum, sondern nahm eine Hintertür, um ins Freie zu treten. Mit Restschnee beladene Lerchen nahmen ihm den Blick ins Tal. Er mußte zur Seite gehen, um den Ort sehen zu können.

Es war ein Postkarten-Bild. Von hohen Bergen, schroffen Graten und Gletschern umgeben, lag St. Moritz in ungefähr 2000 Meter

Höhe in einem Hochtal. Ein Ort, der Jet-set-Geschichte gemacht hatte, mit seinen zahlreichen Luxus-Hotels, den darin logierenden Prominenten, den Bars, den Clubs, den extravaganten Festen, der gesamten Schickeria, vom Modekönig bis zum Scheich.

Besonders im Winter quoll St. Moritz über. Konnte man sich über den Trubel im Ort auch streiten, die Umgebung war einmalig. Der liebe Gott mußte eine besonders gute Stunde gehabt haben, als er das Engadin erschaffen hatte.

Natürlich war die Umgebung voll erschlossen. Skilifte, Seilbahnen und Bergbahnen führten zu den Höhen und Sportstätten hinauf, wo sich die Skiläufer tummelten.

Die Saison war jetzt vorbei. Der Schnee taute allmählich, im Ort selbst lag keiner mehr, und nur auf den Gletschern würde er für alle Zeiten liegenbleiben.

Damiano wollte nicht mehr zurück zu den anderen, die das Lokal unsicher machten. Sie feierten gewissermaßen einen Abschluß. Am nächsten Tag wollten alle St. Moritz verlassen.

Auch Damiano hatte vor, seine Zelte hier abzubrechen. Bisher hatte er sich gut verstellen können, alles war nach Plan gelaufen, bis ihm diese dumme Sache mit dem Spiegel passiert war. Er hoffte nur, daß Rose den Mund halten würde.

In der Hütte feierten sie. Er hörte ihre Stimmen, das Lachen und zwischendurch das Knallen der Champagner-Korken, die raketenartig in die Luft flogen und nicht selten gegen die holzgetäfelte Decke hämmerten.

Es war eben eine Welt für sich, die sich Damiano Fulgera aus bestimmten Gründen ausgesucht hatte. Schon jetzt fühlte er sich als Jet-set-Dämon, und sein großer Plan nahm immer mehr Gestalt an. Wer keine Lust hatte, auf Brettern hinab ins Tal zu gleiten, konnte auch die Kabinenbahn benutzen. Eine Kabine faßte jeweils vier Personen, und Damiano nahm sich vor, mit der Kabine zu fahren. Ein

schmäler, gewundener Weg führte zur Station. Der Untergrund war aufgeweicht. Schmelzender Schnee hatte kleine Bäche gebildet, die überall an den Hängen zu Tal flössen. In jeder Sekunde rutschte irgendwo tauender Schnee von den Bäumen und blieb in Klumpen liegen.

Die Station war in den Fels gebaut worden. Sie war die einzige auf dieser Höhe. Wer höher hinaus wollte, mußte eine andere Seilbahn nehmen.

Fulgera wollte hinunter.

Er war nicht allein. Zwei Pärchen hielten sich an einer Kabine auf. Sie schauten ihn an und strahlten. Man kannte sich aus dem Hotel. »Da bist du ja, Damiano«, wurde er begrüßt, »wir haben dich schon vermißt.«

Fulgera lächelte. »Manchmal muß sich der Mensch auch ausruhen, meine Lieben. Die Nacht ist noch lang.«

»Da sagst du was.«

Ein Ruck ging durch die Gondel, doch der Stationsbeamte hatte den kleinen Defekt schnell behoben.

»So, ihr könnt jetzt losfahren. Es ist wieder alles okay.«

Die vier waren schon eingestiegen. Sie saßen sich in der Kabine gegenüber. Zwei winkten dem Zurückgebliebenen zu, und Fulgera winkte zurück.

»Wollen Sie auch fahren?«

»Gleich.«

Damiano schaute der Kabine nach, wie sie anfuhr und allmählich in die Tiefe glitt.

Er wollte sich schon abwenden, als ihn ein sirrendes Geräusch aufschreckte und er plötzlich einen ächzenden Laut vernahm. Etwas peitschte durch die Luft, er duckte sich, wurde nicht erwischt, sah aber den Stationsvorsteher, der taumelte und sich seinen blutenden Hals festhielt, wo er getroffen worden war.

Getroffen von einem Seil, das aus der Rolle gerutscht war und peitschenartig hin und her schwang.

Das würde sich auch auf die Gondel auswirken. Wahrscheinlich war sie nicht mehr zu bremsen. Die Geschwindigkeit erhöhte sich mit jedem Meter, und im Tal würde sie voll in das Haus der Station rammen und dort alles durchschlagen.

Schreckensvisionen erschienen vor dem geistigen Auge des Italieners, der blitzschnell handeln mußte, wenn er noch etwas retten wollte. Der Stationsbeamte war dazu nicht mehr in der Lage. Er lag auf dem Boden und krümmte sich vor Schmerzen.

Damiano kannte sich zwar auch nicht aus, aber er versuchte es wenigstens und tauchte in das kleine Haus, wo er vor der technischen Apparatur stand. Jede Seilbahn war doppelt gesichert. Wahrscheinlich befand sich die Kabine schon auf dem Abfangseil, aber wo sollte er es abstellen?

Seine Blicke irrten über die Apparaturen. Er sah plötzlich einen Hebelarm und glaubte das Richtige zu tun, wenn er ihn umlegte. Mit beiden Händen zog er.

So viel Kraft brauchte er nicht aufzuwenden, der Hebel ließ sich leicht bewegen. Und er hatte Erfolg: Die Bremsung wurde eingeleitet. Fulgera verließ die Station. Den Weg, den die Kabine bisher zurückgelegt hatte, mußte er zu Fuß bewältigen. Bei diesem steilen, zum Teil mit Schnee bedeckten und auch feuchten Gelände keine einfache Aufgabe für ihn, aber er gab nicht auf, rutschte ein paarmal aus, überschlug sich auch, landete immer weich und konnte, nachdem er einen buckligen Hügel passiert hatte, die Seilbahn bereits erkennen.

Die Kabine stand. Sie schwankte nach der Notbremsung noch immer. Fulgera konnte nicht erkennen, wie hoch sie über dem Boden stand. Das Gelände war als schwierig einzustufen. Bis zum Ort hin fiel es steil ab. Damiano kämpfte sich weiter vor. Auf seinem

Gesicht lag ein verbissenes Grinsen. Dieser Unglücksfall war genau das, auf das er gewartet hatte. Der scharfe Wind fuhr gegen sein Gesicht, es machte ihm nichts aus. Ein Mann wie er verspürte keine Schmerzen. Die zweite Hälfte der Strecke gestaltete sich leichter. Die Kabine stand über einem Hang, auf dem noch dick der Schnee lag, weil wenig Sonne hinkam.

Die Leute würden, wenn sie sprangen, im weichen Schnee landen!

Fulgera winkte ihnen bereits zu. Sie mußten ihn längst gesehen haben, da sich seine Gestalt deutlich vor dem Untergrund abhob. Mit beiden Armen winkend lief er auf die Gondel zu, mußte danach schwer stapfen, weil der Schnee doch höher wurde. Endlich hatte er sein Ziel erreicht. Schräg unterhalb der Kabine blieb er stehen.

Sie saßen noch auf den schmalen Bänken, hatten aber ihre Köpfe in eine Richtung gedreht, um Fulgera erkennen zu können. Man konnte den Teil eines Fensters zurückschieben.

Einer der Männer tat es. Seine Gesichtsfarbe hatte einen käsigen Ton bekommen, als er Fulgera zurief, daß das Seil gerissen war.

»Ich weiß es und habe dafür gesorgt, daß die Fahrt unterbrochen wurde.«

»Dann haben wir Ihnen das Leben zu verdanken.«

Nur keine falsche Bescheidenheit, dachte der Italiener und rief zurück:

»So ist es!«

Eine Frau begann zu kreischen. »Verdammmt, ich will endlich aus diesem hängenden Sarg raus!«

Sie sprach deutsch und wurde plötzlich hysterisch. Zwei Männern gelang es schließlich, sie zu beruhigen. Da ließ sie sich wieder auf den Sitz fallen.

Fulgera behielt die Nerven. »Öffnen Sie die Tür!« rief er hoch.

»Sie müssen dann springen.«

»Nein, das mache ich nicht!«

»Es gibt keine andere Lösung!«

Einer der Männer riß an seiner Seite die Tür auf. Die erste Frau sprang. Es war nicht die, die geschrien hatte. Sie fiel wie ein großer Vogel dem Untergrund entgegen und schrie erst auf, als sie im weichen Schnee gelandet war.

Unverletzt blieb sie dort liegen.

Auch die anderen drei kamen aus der Gondel. Sie waren tief eingesunken, rappelten sich hoch und kämpften sich durch den hüfthoch liegenden Schnee auf ihren Retter zu.

Fulgera stand dort, wo der Schnee nicht mehr so hoch lag. Er sah ihnen entgegen, lächelte dabei und nickte. Keiner redete, sie schauten sich nur gegenseitig an, bis der Italiener sagte: »Ich glaube, wir müssen zu Fuß hinunter nach Moritz.«

Diese Worte brachen den Bann. Plötzlich redeten alle durcheinander. Fulgera konnte sich vor Dankbezeugungen nicht retten, er wehrte alles ab und bat die vier Menschen nur um einen Gefallen.

»Welchen? Wir erfüllen jeden«, sagten die Deutschen wie aus einem Munde.

»Bewahren Sie das gut auf.« Er griff in die Tasche und holte vier Visitenkarten hervor.

Auf ihnen stand nur ein Name.

DAMIANO FULGERA

Unser Trip nach Italien hatte nichts gebracht, und so waren wir wieder nach London zurückgekehrt, wo auch schon vorsommerliches Wetter herrschte und ich die italienische Wärme nicht vermißte. Sir James hatte uns empfangen, sich unseren Bericht angehört und die Schultern gehoben. »Das war eben mal ein Schuß in den Ofen, wenn ich das so locker bemerken darf. Es kam ja nicht jeder Fall gleich ein Hammer sein.«

»Das meine ich auch, Sir.«

Er schaute mich an. »Ich kenne Sie, John. Sie haben noch etwas auf dem Herzen.«

»Und ich auch«, meldete sich Suko.

»Dann mal raus damit.«

»Ich glaube nicht an einen Schuß in den Ofen«, erklärte ich.

Sir James lehnte sich zurück. »Weiter, bitte.«

»Meiner Ansicht nach hat da jemand versucht, seine Spuren zu verwischen, und dieser Meinung ist auch Suko.«

»Ob bewußt oder unbewußt, man will uns aufs Glatteis führen«, stand der Inspektor mir bei. »Wir sollen keine Chance mehr erhalten, den Spuren zu folgen. Damiano Pulgera löst sich auf in Rauch.«

»Aber er ist Ihrer Meinung nach nicht tot.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Suko.

Sir James stand auf und knetete sein Kinn. Er schaute auf die holzgetäfelte Wand, hinter der einige Geheimnisse verborgen lagen, wie Diawand, Karten und so weiter. »Was ist er für ein Typ?« fragte unser Chef. »Die Frage ist sicherlich schwer zu beantworten, aber Sie werden sich ein Bild von ihm gemacht haben können.«

»Das haben wir tatsächlich. Die Asche deutet natürlich auf einen Vampir hin. Seine und die Asche seiner Mutter, das ist außergewöhnlich. Und wir trafen stets Zeugen, die etwas über die Fulgeras wußten.«

»Echte Zeugen?«

»Das ist schwer zu beantworten, Sir. Auf uns wirkten sie echt, aber wir kennen uns in der Mentalität der italienischen Landbevölkerung nicht aus. Die können uns über den Löffel barbieren, ohne daß wir etwas davon mitbekommen.«

»Dann müßten Ihre Zeugen mit Fulgera unter einer Decke gesteckt haben.«

»Möglich ist alles.«

Sir James nahm wieder Platz. »Wir haben zwar nicht den hundertprozentigen Beweis, aber wir können doch davon ausgehen, daß irgendwo ein gefährlicher Vampir oder Dämon herumirrt, nicht wahr?«

»Das sehen wir auch so, Sir.«

Die Antwort hatte Suko gegeben. Auf ihn richtete Sir James auch seinen Blick. »Dann bleibt Ihnen nur eines übrig. Suchen Sie ihn. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Und wo, Sir?«

»Das ist Ihre Sache, Inspektor. Allerdings dürfen Sie laufende Fälle, falls welche anliegen, nicht aus den Augen lassen. Sie stecken tief in den Templer-Geschichten, da tut sich auch etwas, so daß ein normaler Vampir schon fast vergessen worden ist.«

Ich wiegte den Kopf. »Ob der Vampir so normal ist, kann ich nicht beurteilen.«

»Ich könnte die italienischen Kollegen vorwarnen.«

»Davon würde ich abraten, Sir. Wir wollen die Leute nicht verrückt machen. Nein, wenn es geht, folgen wir der Spur. Wir haben uns ja auch verdächtig gemacht. Vielleicht setzt er sich auch auf unsere Fersen. In unserem Job ist alles möglich.«

»Das meine ich auch.«

Drei Tage lag dieses Gespräch bereits zurück. An den Vampir dachten wir kaum noch, andere Dinge beschäftigten uns mehr. Allerdings hatten wir auch mit unserer Sekretärin Glenda darüber gesprochen, und am vierten Tag, es war kurz nach der Mittagspause, kam Glenda in unser Büro. Sie hatte ihr wissendes Lächeln aufgesetzt und sich eine Zeitung unter den linken Arm geklemmt.

Mir stach sofort der grüne Pullover aus Baumwolle und Leinen in den Blick, den sie zu den Sommerjeans trug. »Ist der neu?«

»Ja, vor einer Viertelstunde gekauft.«

»Das Grün quält meine Augen.«

»Dann schließe sie doch.«

»Ist bei dir nicht möglich. Du wärst beleidigt und würdest mir vorwerfen, daß ich dich nicht einmal anschau.«

»Das könnte allerdings sein.« Sie setzte sich auf Sukos Platz, weil der Stuhl leer war. Mit einer besonders auffälligen Bewegung legte sie die Zeitschrift auf den Schreibtisch.

Ich beugte mich vor. Das Blatt gehörte nicht zu meiner Pflichtlektüre. Es stammte aus der Masse der Yellow-Press-Produkten, die zumeist von Hausfrauen gekauft und gelesen wurden.

»Liest du jetzt die Klatschpresse?« wunderte ich mich.

»Zum Glück.«

»Wieso?«

»Warte ab.« Glenda schlug die Zeitschrift auf, blätterte einige Seiten um und lächelte siegesgewiß, als sie den entsprechenden Artikel gefunden hatte, der mich interessieren sollte. Damit ich ihn lesen konnte, drehte sie die Zeitschrift herum. »Bitte sehr, der Herr.«

Die Überschrift war fett gedruckt. Ich las sie laut vor. »Jetsetter rettet Menschenleben.« Die Unterzeile lautete: Ein geheimnisvoller Mann namens Damiano Fulgera hat es sich zur Aufgabe gemacht, Menschen aus schier auswegslosen Situationen zu helfen. Es folgte ein knapper Bericht über die einzelnen Taten. Er hatte ein Mädchen aus den Händen von Kidnappern befreit, in New York einen Raubmörder erledigt und im Nobelort St. Moritz ebenfalls vier Menschen aus einer defekten Seilbahn geholt. Dank wollte er nie haben. Er hatte stets seine Visitenkarte hinterlassen, auf dem der Name Damiano Fulgera stand.

»Nun, was sagst du?« fragte Glenda, als ich die Zeitschrift sinken ließ.

Ich nickte. »Das ist in der Tat außergewöhnlich, wie ich zugeben muß.«

»Meine ich auch.«

»Woher hast du das Blatt?«

»Es lag in dem Laden, wo ich den Pullover kaufte. Ich mußte einen Moment warten, blätterte die Zeitschrift auf und stolperte über den Bericht. Ich habe sie mir sofort gekauft.« Sie deutete auf das Blatt.

»Sollte das unser Damiano Fulgera sein, den wir suchen?«

»Es wird kaum einen zweiten Mann mit diesem Namen geben.«

»Das denke ich auch.«

Ich kannte nicht einmal den Titel der Zeitschrift. »Wie heißt das Blatt eigentlich?«

»Stars and Stories.«

Ich verzog den Mund. »Als einen Star möchte ich Fulgera nicht gerade bezeichnen.«

»Klar, aber es ist eine Spur.«

»Da hast du recht.«

Sie schaute mich an. »Und was willst du jetzt unternehmen, John? Bestimmt der Spur nachgehen.«

»Sicher.« Ich dachte nach und murmelte dabei: »Schade, daß der Bericht nicht bebildert ist.«

»Du kannst nicht alles haben.«

»Aber ich will den Verlag und den Reporter, der den Bericht geschrieben hat.«

»Da mußt du nach Kensington fahren.«

»So vornehm?«

»Ja.«

»Willst du mit?«

»Wenn du mich läßt.«

»Klar.«

Glenda stand auf. »Du bist doch ein Schatz«, sagte sie und strich über meine rechte Wange.

Ich hielt sie blitzschnell fest und zog sie zu mir heran. »War das

alles?«

»Nein.«

Plötzlich küßte sie mich. Es waren heiße Lippen, die auf meinen brannten? und ich hatte nichts dagegen. Allerdings war ich froh, daß Suko nicht gerade in diesem Augenblick das Büro betrat. Wir hatten zwar keine Geheimnisse voreinander, aber peinlich wäre es mir schon gewesen...

»Cherryl bringt den kühlen Sex! Scheiße, so etwas kannst du doch nicht schreiben. Das ist Mist, Mann. Diese Cherryl ist nicht kühl. Die ist heiß wie eine Konkubine oder was weiß ich. Wenn Sie es nicht glauben, steigen Sie mit ihr ins Bett. Aber wie ich die kenne, ist die an Versagern nicht interessiert. Also, ich will eine neue Headline.«

Die Stimme des Chefredakteurs war auch im Vorzimmer zu hören, wo wir warteten und die gelassenen Blicke zweier gleichgültig wirkender Sekretärinnen über uns ergehen lassen mußten.

»Ist der immer so?« fragte ich.

»Das ist doch normal.«

»Ach so.«

Der Mitarbeiter verließ fluchtartig das Büro. Er war noch jung, modisch gekleidet, aber sein roter Kopf stand kurz vor dem Platzen. Ihm folgte Shugar Levin. So hieß der Mann, der sich Chief Editor bei diesem Blatt nannte. Schwergewichtig, ein buntes Hemd unter der zerknitterten weißen Leinenjacke. Der Bund seiner schwarzen Hose spannte sich über den gewaltigen Bauch. Mit einem Tuch wischte er sich den Schweiß aus dem Gesicht.

»Ein Arschloch«, sagte er. »Ein Hammel, der es nie zu etwas bringen wird. Und so etwas will bei mir arbeiten.« Er drehte sich um, sah uns, und sein fleischiges Gesicht straffte sich. »Wer sind Sie denn?«

»Die Angemeldeten.«

»Wie?«

»Polizei.«

»Ach, vom Yard?«

»So ist es.«

»Dann kommen Sie mal rein.«

Sein Büro war groß, lichtdurchflutet und sehr unordentlich. Sogar auf dem Boden lagen Papiere und Zeitungsausschnitte sowie Entwürfe neuer Layouts.

In zwei Lederstühlen durften wir Platz nehmen. Ich hatte zuvor Bücher von den Sitzflächen geräumt. Shugar Levin ließ sich in den Sessel fallen. Er streckte seine kurzen Beine aus und legte die Hände flach auf seine Oberschenkel. Die Finger waren beringt. Seine Blicke glitten wohlgefällig über Glendas Körper, aber er sagte nichts! Deshalb begann ich mit der Unterhaltung.

»Ich hatte Ihnen am Telefon schon angekündigt, weshalb wir zu Ihnen gekommen sind.«

»Ja, ja, dieser komische Lebensretter.«

»Genau.«

»Gut und weiter?«

»Wir brauchen mehr Informationen.«

Er klatschte mit seinen dicken Händen. »Wieso? Stimmt etwas nicht?«

»Das möchten wir herausfinden.«

Shugar Levin besaß einen scharfen Verstand. »Da Sie aber nicht wissen, wo Sie ihn finden können, sind Sie zu mir gekommen. Okay, ich verstehe, wir sollen den Bullen helfen.«

»Falls Sie es können.«

»Ich bestimmt nicht.«

»Dann Ihr Mitarbeiter, der den Bericht geschrieben hat.«

»Elmar ist ein faules Schwein.«

»Sie haben einen tollen Ton, wirklich fördernd für das

Betriebsklima. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, heißt der Mann also Elmar.«

»Ja, Elmar Hansen Ist ein Deutscher. Angeblich kennt ersieh in der Gesellschaft auf dem Kontinent aus. Wir schicken ihn deshalb des öfteren rüber.«

»Und jetzt ist er wieder drüben?«

»In Paris.«

»Wann kommt er zurück?«

Shugar Levin verzog das Gesicht. »Das ist ja der verfluchte Mist. Er hat sich seit einer Woche nicht mehr gemeldet. Er schickte den Bericht, danach hörten wir nichts mehr von ihm. Die Fortsetzung hätte schon längst gedruckt werden müssen.«

»Es gibt eine Fortsetzung?« fragte Glcnda.

»Sicher. Hansen wollte sich um diesen Fulgera kümmern. Die Gestalt faszinierte ihn. Er wollte aufdecken was dieser Mann zu verbergen hat und weshalb er sich so ungewöhnlich gibt. Noch habe ich nichts von Hansen gehört. Ich überlege mir, ob ich ihn feuere.«

»Wissen Sie denn, wo er in Paris abgestiegen ist?«

»Ja. Er hat da sein Stammquartier in der Szene.« Levin hob den Kopf.

»Wollen Sie etwa mit ihm sprechen?«

»Das hatte ich vor.«

»Okay.« Er schrie plötzlich einen Namen. »Tilly, komm rein.«

Eine der beiden Sekretärinnen steckte ihren Kopf durch den Türspalt.

»Was ist, Chef?«

»Die Adresse von Hansen.«

»Okay, Chef.«

Eine halbe Minute später hielten wir sie in den Händen. »Kann ich sonst noch etwas für euch tun?« fragte der Chefredakteur.

»Nein, danke, das war alles.«

»Wenn Sie nach Paris fliegen«, Levin streckte seinen Arm aus und deutete mit dem dicken Zeigefinger auf mich, »bestellen Sie ihm schöne Grüße. Oder bringen Sie ihn am besten in Handschellen gefesselt zu mir zurück. Alles klar?«

»Wir werden uns bemühen.«

Damit verließen wir das Büro dieses ungewöhnlichen Mannes. Auf der Straße atmete Glenda tief durch. »Ist das ein anstrengender Kerl«, stöhnte sie. »Meine Güte, den könnte ich nicht immer um mich haben.«

»Da siehst du erst mal, was du alles an mir hast, meine Liebe«, sagte ich grinsend. »Hau nicht so auf den Putz.«

»Hier nicht.«

Glenda verstand. »Aber in Paris, wie?«

»Und ob.«

Die Wellen rollten wie in hastige Bewegungen geratene Hügelkuppen heran, schäumten auf den Oberflächen, und für einen Moment begann die schmale Gestalt des Mädchens auf dem Surfbrett zu zittern. Sie hatte sich doch ein wenig weit hinausgewagt, aber da mußte sie durch, drehte ihren Körper noch, bevor einen Moment später das Surfbrett erfaßt wurde und sie das Gefühl hatte, in den Himmel steigen zu können. Mit beiden Händen klammerte sie sich am Mast fest, schaute durch die Guckfenster im Segel, glich die schaukelnden Bewegungen irgendwie aus und schrie vor Freude, als sie die Welle überstand, ohne von ihrem Brett gerissen zu werden.

Sandra Ceur war happy.

Das lange Training hatte sich endlich bezahlt gemacht. Jetzt beherrschte sie das Surfen. Sie konnte sich mit ihren Freunden messen und wurde mutiger.

Zudem hatte die Kühle zugenommen. Es wurde Zeit, daß sie sich wieder zurücktragen ließ. Außerdem hatte sie am Abend noch etwas

vor. So ganz klappte es nicht. Sie unterschätzte eine Welle, wurde vom Brett gespült, verschwand im Wasser, kam wieder hoch und klammerte sich an dem treibenden Surfbrett fest. Irgendwann spürte sie wieder festen Boden unter den Füßen. Den Rest der Strecke legte sie gehend zurück, das Brett hinter sich herschleppend.

Als Sandra den Strand erreichte, war sie ziemlich außer Atem. Surfen kann anstrengend sein. Erschöpft warf sie sich in den sonnenwarmen Sand, spürte im Rücken die weiche Unterlage, sah über sich den blauen Himmel und beruhigte sich zunächst einmal. Erst als ein Schatten über sie fiel, richtete sie sich auf.

Es war Henri, ein Bekannter. Er stand neben ihr und hielt einen Drink in der Rechten.

»Ist der für mich?« fragte Sandra und streckte schon den Arm aus.

»Jetzt ja.«

»Danke.« Sie nahm das beschlagene Glas und trank mit langen Zügen. Es war ein gut gemixter Wodka-Lemon von der Strandbar, und er löschte den ersten Durst.

Um mehr als zwei Drittel hatte sie das Glas geleert, als sie es Ihrem Bekannten wiedergab. »Danke, Henri, das hat gutgetan.«

»Du warst ziemlich weit draußen.«

Sandra stand auf und wischte Sand von ihren Beinen. Sie trug nur einen winzigen Bikini. Der Stoff war zweifarbig. Rot und blau. »Ja, heute zum erstenmal. Es hat auch alles gut geklappt, bis ich in Strandnähe kam. Da habe ich wohl eine Welle unterschätzt.«

»Manche laufen eben quer.« Henri nickte zur Strandbar hin. »Sollen wir noch einen zur Brust nehmen?«

»Nein, ich lege mich hin.«

»So kaputt?«

»Das nicht, aber ich möchte mich ausruhen. Du bist doch heute abend auch bei der Fete?«

»Klar.«

»Dann sehen wir uns.«

»Ich nehme dein Brett noch mit.«

»Das ist nett.«

Für die Surfboarde stand ein Schuppen zur Verfügung. Er lag nicht weit entfernt. Sie brauchten den Strand praktisch nur schräg zu überqueren. Dabei sprachen sie von der Party, und Sandra kam auch wieder in Form. Seit ihrer Befreiung aus den Händen der Kidnapper war sie ein ganz anderer Mensch geworden. Viel lebenslustiger oder noch lebenslustiger. Sie wollte alles mitnehmen und genießen. Verständlich nach der Todesangst, die in ihr gewühlt hatte.

Das Brett wurde im Schuppen abgestellt. Es war stickig unter dem Holzdach. Sandras Bikini fiel. Es machte ihr nichts aus, sich nackt zu zeigen. Sie stieg in Shorts und streifte ein T-Shirt über, das in einem hellen Rot leuchtete und die in Silber gedruckte Zahl 50 auf der Vorderseite trug.

Henri hatte ihr zugeschaut und glänzende Augen bekommen. »Weißt du eigentlich, daß wir beide noch nie miteinander geschlafen haben?«

»Das stimmt.«

»Kann man das nicht ändern?«

Sandra lachte und strich über seine Wangen, als sie an ihm so nahe vorbeiging, daß ihre Brustspitzen ihn leicht berührten. »Mal sehen, Henri. Bei der letzten Fête warst du ja fast scheintot.«

»Ich werde mich heute abend zurückhalten.« Erhörte noch ihr helles Lachen, als sie bereits nicht mehr zu sehen war. Das Hotel lag jenseits der Straße. Es war ein großer Kasten. Auf seinem Dach flatterten Fahnen im Wind. Um die Bezahlung des Zimmers brauchte sich Sandra nicht zu kümmern, das übernahm ihr Vater gern für sie. Mit dem Lift fuhr sie hoch.

Die weißen Türen lagen sich in dem langen Gang gegenüber. Irgendwo summte ein Staubsauger, ansonsten war es still. Sandra

schloß ihre Zimmertür auf und betrat den Raum.

Aufatmend ließ sie sich in einen Sessel fallen, streckte die Beine aus und blieb für fünf Minuten so sitzen. Es war dämmrig. Durch die Spalten der Jalousie warf das Sonnenlicht helle Streifen auf den lindgrünen Teppichboden. Duschen wollte sie noch. Um das Bad zu erreichen, mußte sie auch den Schreibtisch passieren. Da der Schreibtisch aufgeräumt war, stach ihr der weiße Umschlag sofort ins Auge, der auf der grünen Unterlage lag.

Wer hatte ihr denn einen Brief geschrieben? Und wie war er in das Zimmer gelangt? Hatte ihn ein Bote gebracht? An der Rezeption war ihr jedenfalls nichts gesagt worden.

Sie öffnete den Umschlag und zog das Schreiben hervor. Halblaut las sie es.

Meine Liebe Sandra,

gern erinnere ich mich an den Tag, als ich Sie aus den Klauen dieser Kidnapper befreien durfte. Ich habe mir gedacht, dieses Ereignis zu feiern. Sie und andere Freunde sollen dabei meine Gäste sein. Ich lade ein zu einem Flug mit meinem Privatjet. Bitte, kommen Sie nach Paris in das Hotel Ritz, und melden Sie sich an der Rezeption. Dort werden wir alles andere besprechen...

Es folgten das genaue Datum und die Uhrzeit.

Sandras Hand sank nach unten. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte sie.

»Träume ich?«

Sie las den Brief noch einmal und stellte fest, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Aber sie war fest entschlossen, die Einladung anzunehmen. Das war sie ihrem Lebensretter schuldig. Er war seit der Rettung spurlos verschwunden.

Sie schaute noch einmal auf die mit schwarzer Tinte geschriebene Unterschrift. »Damiano Fulgera!« flüsterte sie dabei. »Okay, du hast

dich nicht getäuscht. Ich werde kommen...«

Paris - Montmartre!

Suko und ich atmeten tief durch, als wir den Stadtteil auf dem Hügel erreicht hatten. Paris gehört zu den Städten, die ich liebe. Die Atmosphäre dieser Metropole ist einmalig, und Montmartre gefiel mir dabei am besten. Ich konnte verstehen, daß sich Elmar Hansen hier ein Zimmer gesucht hatte. Auch wenn die Busse der Touristen in einer fast nie abreißenden Schlange die Straßen des Hügels hochrollten, irgendwann am Abend bekam Montmartre seinen eigenen Zauber. Dann lebte es von innen. Wir hatten späten Nachmittag. Ein kühler Wind strich durch die Gassen. Er brachte allerlei Gerüche mit. Manche exotisch, andere wieder normal. Was mir weniger gefiel, war der Hundedreck, der überall verstreut lag, aber dafür ist Montmartre auch bekannt.

Zahlreiche Fälle schon hatten mich nach Paris geführt. Auch Suko kannte die Stadt inzwischen. Ob sich dieser Besuch zu einem Fall entwickeln würde, wußten wir nicht, aber die eigentlichen Voraussetzungen dafür waren gegeben. Viele Menschen hielten sich draußen auf. Und nicht nur die Maler, die bei den Touristen verdienten. Es waren auch die Alten und Alteingesessenen, die vor ihren Häusern auf Stühlen und Bänken saßen, ihren Wein tranken, rauchten und ein Schwätzchen hielten. Die Mädchen, die uns begegneten, hatten irgendwie etwas Besonderes im Blick. Auch ihren Gang empfand ich als aufreizend, hinzu kam natürlich die lockere Kleidung.

Die Pension fanden wir ziemlich schnell. Sie lag allerdings nicht direkt an der Straße, sondern versteckt in einem kleinen Hinterhof. Wahrscheinlich sollte sie von Touristen nicht entdeckt werden.

Wer hier wohnte, der kannte sich eben aus. Damit nicht jeder hineinkam, saß hinter der Eingangstreppe eine Concierge in einem

Glaskasten und musterte jeden, der eintrat, prüfend. Natürlich auch uns. Wir blieben stehen, sie beugte sich vor, musterte uns, und ich schaute auf den viereckigen Ausschnitt ihres geblümten Kleides. Aus ihm wehte mir der Duft eines süßlich riechenden Parfüms entgegen. Die Frau mochte um die 50 sein, war stark geschminkt und hatte auch ihre Augenbrauen dick nachgezogen.

»Sie wünschen?«

»Zu Monsieur Hansen.«

»Angemeldet?«

»Nein, aber wir sind Kollegen und kommen aus London.«

Die Frau überlegte und strich die Haare zurück. »Ich weiß nicht, ob er euch sehen will.«

»Ist er denn da?« fragte Suko.

»Ich habe ihn nicht weggehen sehen.«

»Dann gehen wir mal hoch«, schlug ich vor.

»Nein, das kann ich...«

Ich zeigte ihr einen Schein. »Wir sind wirklich Kollegen und keine Killer, wie Sie vielleicht annehmen.«

Sie grinste. »Gangster bestimmt nicht. Die treten anders auf. Ihr seid auch keine Bullen, dafür habe ich einen Blick.«

Vielleicht war der etwas getrübt, denn die Flasche mit dem Pastis war halbleer. Sie griff nach dem Schein und schickte uns dann in die letzte Etage. »Unter dem Dach wohnt er.«

Wir gingen hoch. Das Haus war zwar schmal, aber es besaß vier Etagen. Die vierte hatte schräge Wände. Eine der beiden Türen führte in einen kleinen Raum, von dem aus man auf das Dach klettern konnte. Die zweite Tür war ebenfalls nicht versperrt. Hinter ihr lag das Zimmer. Es war ziemlich groß.

Auf dem Bett saß ein Mann, der zu schlafen schien. Zwar hatten wir Hansen nie gesehen, ich konnte mir aber vorstellen, daß er es war.

Suko hatte das Bett vor mir erreicht. Er wollte sich bücken, als er

mitten in der Bewegung erstarrte. Auch mir war schon der süßliche Geruch aufgefallen, der das Zimmer schwängerte. Blutgeruch. Als Suko den Mann herumdrehte, stand ich auch neben ihm. Gemeinsam starrten wir auf den Toten, dem jemand die Kehle durchgeschnitten hatte...

Ich nahm das Tuch aus der Tasche, wickelte es um meine Hand und öffnete eines der Fenster.

Frische Luft wehte mir entgegen. Ich hörte das Singen und Zwitschern der Vögel, sah den blauen Himmel über Paris und spürte in meiner Kehle das trockene Gefühl.

Meine Knie begannen zu zittern. Draußen war das Leben. Hier im Raum befand sich der Tod. Furchtbar...

Mein Hals saß irgendwie zu. Ich fühlte mich mies, die Augen brannten, aber ich wußte, daß wir ins Schwarze getroffen hatten. Damiano Fulgera war ein Mann, den wir verfolgen mußten. Er hinterließ auf seinem Weg entweder Asche oder Leichen.

Suko kam zu mir. Er stieß mich an und sagte mit kratziger Stimme.

»Verflucht, John, das haben wir nicht wissen können.«

Eine Taube flog vorbei. Ich schaute ihr nach, wie sie sich auf einen Kamin setzte. »Nein, das konnten wir nicht wissen.«

»Willst du der hiesigen Polizei Bescheid geben?«

»Noch nicht.«

»Das denke ich auch.«

Ich schloß das Fenster wieder und drehte mich um. Es kostete uns Überwindung, aber wir mußte den Toten durchsuchen. Vielleicht fanden wir irgendeine Spur.

Der Tote trug eine karierte Sommerjacke. Darunter ein blaues Hemd, dessen Kragen sich mit dem Blut vollgesaugt hatte. Auch auf der Brust zeigte der Stoff dicke, rote Flecken, die schon eine rostbraune Farbe bekamen.

Wir durchsuchten seine Taschen. Papiere fanden wir, auch

Geldnoten in zwei Währungen. Pfund und Francs, aber keinen Hinweis auf den Fall, den er hier recherchiert hatte.

Suko schüttelte den Kopf. »Ein Reporter, der keine Unterlagen hinterläßt, den gibt es nicht.«

»Es sei denn, sie wurden ihm gestohlen.«

»Du denkst an den Killer?«

»Ja.«

»Kann sein. Ich will nicht mehr an Fulgera glauben.«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Weshalb nicht?«

»John, wenn er ein Vampir ist, weshalb tötet er wie ein normaler Killer und labt sich nicht am Blut seiner Opfer?«

Ich schaute ins Leere. »Das ist eine gute Frage, Suko, auf die ich keine Antwort weiß.«

»Hier stimmt doch was nicht. Der ganze Fall kommt mir vor wie ein einziges Durcheinander. Da werden alte Vampirregeln, wenn ich das mal so sagen darf, auf den Kopf gestellt. Ein Blutsauger, der nur tötet und nicht seinen Instinkten nachkommt, den kann es einfach nicht geben. Tut mir leid.«

»So gesehen, kannst du recht haben. Ich frage mich nur, was ihn dann leitet?«

»Ein möglicherweise großer Plan.«

Ich ließ mich in einen Korbsessel fallen. Er stand neben einer alten Kommode. »Welcher große Plan könnte dahinterstecken? Und was hat Hansen gewußt?«

»Er muß sich mit Pulgera beschäftigt haben.«

Ich nickte. »Ja, dann hat er einen Bericht geschrieben.« Aus meiner sitzenden Position schaute ich Suko an. »Ob der Bericht etwas mit seinem Tod zu tun hat?«

»Bestimmt.«

»Weißt du ihn noch auswendig?«

Suko machte eine abwehrende Handbewegung. »Was ist da schon

auswendig zu wissen? Er war ziemlich allgemein gehalten. Oder hast du etwas Spezielles darin entdeckt, das ein Mordmotiv hervorgerufen haben könnte?«

»Auch nicht.«

»Und trotzdem wurde er getötet.«

Ich stand wieder auf. »Machen wir es wie die Kollegen von der Mordkommission! Laß uns das Zimmer genau durchsuchen! Wenn ich diesen komischen Chefredakteur richtig verstanden habe, wartet der praktisch auf die Fortsetzung. Wenn sie tatsächlich termingebunden war, wird Hansen sie sicherlich schon geschrieben oder zumindest skizziert haben.«

Wir teilten uns die Arbeit. Ich nahm mir die rechte Hälfte des Zimmers vor, Suko die linke. Die Kommode besaß mehrere breite Schubladen. Der Reihe nach zog ich sie auf. Zwei Hemden entdeckte ich, auch Unterwäsche und — in der obersten — einen grünen Schnellhefter, den ich aufschlug und einige mit der Maschine beschriebene Seiten vor mir sah. Als ich mich umdrehte, hielt Suko eine flache Reiseschreibmaschine in der Hand. Er hatte sie in einem schmalen Schrank gefunden, in dem von der Breite her so eben ein Anzug hineinpaßte.

»Hier!« Ich schwenkte den Hefter.

Suko stellte die Maschine wieder weg. Er kam zu mir, und wir lasen das Geschriebene gemeinsam.

Es war kein klarer Bericht, den man hätte abdrucken können. Eher ein Entwurf. Zudem stützte er sich auch nur auf Vermutungen, nicht auf irgendwelche Tatsachen.

Und doch war er sehr interessant, denn Hansen beschäftigte sich darin mit Damiano Fulgera. Er führte noch einmal auf, daß dieser Mann einige Menschenleben gerettet hatte, aber nach der Rettung wie ein Gespenst bei Tageslicht verschwunden war.

Hansen fragte sich sogar, ob dieser Fulgera, dessen Spuren sich

immer verließen, ein Mensch war. Oder nur eine Einbildung? Dafür jedoch gab es zu viele Zeugen. Er hatte auch die Namen der Geretteten herausgefunden, die wir uns notierten.

»Das könnte uns weiterhelfen«, murmelte ich.

»Blättere mal um.«

Wir waren auf der letzten Seite angelangt, und sie enthielt den brisantesten Text. Beide gerieten wir ins Staunen, denn Hansen hatte tatsächlich etwas Entscheidendes herausgefunden. Dort war die Rede von einem Privatjet, der Fulgera gehörte und der startbereit stand, um Passagiere aufzunehmen.

»Der will einen Flug mit den Leuten machen«, sagte Suko.

»Mit welchen?«

»Keine Ahnung. Möglicherweise mit Freunden.«

»Oder mit denen, die er gerettet hat.«

»Was ergäbe das für einen Sinn?«

»Keine Ahnung. Wenn wir ihn haben, werden wir ihn fragen.« Ich klappte den Hefter zusammen. »Hast du gelesen, von welch einem Flughafen der Jet starten wird?«

»Nein.«

»Paris liegt zentral«, sagte ich und zwinkerte Suko zu.

»Los, Alter, jetzt müssen wir unsere Beziehungen zu den französischen Kollegen spielen lassen. Den stoppen wir.«

»Falls er noch nicht gestartet ist«, bemerkte Suko... Selten zuvor in ihrem Leben war Sandra Ceur so aufgeregt gewesen wie an diesem Tag, wo die Reise losgehen sollte. Natürlich war sie der Einladung gefolgt. Sie wollte schließlich den Mann, der ihr das Leben gerettet hatte, unbedingt näher kennenlernen.

Auf dem Flugplatz Charles de Gaulle sollte die Maschine starten. Mit dem eigenen Wagen war Sandra von Cannes nach Paris gefahren, hatte das Auto in der Garage stehen und sich von einem Taxi zum Flughafen bringen lassen. Der Raum, in dem sie sich

einfinden sollte, war in der Einladung angegeben.

Da Sandra ziemlich spät dran war, mußte sie sich beeilen. Und sie war auch die letzte, die atemlos am Ziel eintraf.

Die anderen warteten schon.

Sandra stellte sich vor. Sie erfuhr die Namen zweier deutscher Ehepaare.

Hans und Elke Sander, Martina und Jörg Richmann. Sogar eine Amerikanerin war anwesend. Das Mädchen, etwa in ihrem Alter, stellte sich nur als Kiki vor.

»Okay, ich bin Sandra.«

Kiki rauchte die Zigarette mit einer Spitze. »Wir haben auf dich gewartet, Sandra. Hat er dich auch aus der Patsche geholt?«

»Und wie?«

»Erzähle mal.« Kiki griff zum Drink, aber Sandra kam nicht mehr dazu, ihren Bericht abzugeben, denn die Tür öffnete sich, und ein Flughafen-Bediensteter betrat den Warterraum. Er stellte sich namentlich nicht vor, freute sich aber, daß alle eingetroffen waren.

»Ihr Gepäck wird abgeholt und zur Maschine gebracht. Folgen Sie mir, bitte!«

Das Ehepaar Sander machte den Anfang. Sie wirkte ein wenig nervös und spielte mit einer Halskette aus Zuchtpерlen. Auch die Richmanns gingen, die beiden Mädchen machten den Schluß.

»Finde ich irre, diese Reise«, sagte Kiki.

Sandra nickte. »Ich auch. Sag mal, kennst du ihn eigentlich näher?«

»Nein, den habe ich nur maskiert gesehen.«

»Dann ist es dir wie mir ergangen. — Und die vier Typen da vorn?«

Kiki verzog die lila geschminkten Lippen. »Mit denen habe ich noch kein Wort gesprochen. Die passen nicht zu uns.« Sie stieß Sandra an.

»Stehst du auch so auf Madonna?«

»Nein.«

»Ich aber.«

»Das sieht man.« Sandra meinte damit das Aussehen und die Kleidung ihrer Nachbarin.

Haarschnitt, Schminke und Kleidung glichen der Aufmachung der weltberühmten Popsängerin fast aufs Haar. Nur hatte sich Kiki rote und grüne Strähnen in die mit Gel aufgestellten Haare gefärbt. Ansonsten trug sie schwarze Kleidung. Der Rock war so eng, daß sich die Strapsen unter dem weichen Leder abzeichneten.

Sandra wirkte gegen sie wie eine graue Maus. Zwar trug sie ebenfalls modische Kleidung, unter anderem einen langen, dünnen Mantel, aber so flippig war sie nicht gekleidet. Und auch nicht so stark geschminkt.

»Deine Fummel waren bestimmt teuer«, meinte Kiki.

»Es geht.«

»Ich bin ja mehr für das Ausgeflippte. Die Mode wechselt mir zu schnell, weißt du. Außerdem habe ich nicht das nötige Kleingeld, um mir die Klamotten zu besorgen.«

»Jeder ist eben anders.«

Kiki redete weiter, während sie in einen kleinen Bus stiegen, der sie zur Maschine bringen sollte. »Ich bin irre gespannt auf diesen Damiano Fulgera. Allein der Name ist schon was Besonderes. Wer heißt schon so?«

»Vielleicht ist er ein Pseudonym?«

»Kann sein.« Sie rutschte unruhig auf dem Leder hin und her.

»Weißt du eigentlich, wo die Reise hingehen soll?«

»Nein. Das wird eine Fahrt ins Blaue.«

»Das habe ich mir immer gewünscht. Mein Alter war ja mißtrauisch, aber meine Mutter hat ihn überredet. Außerdem hat Daddy keine Zeit. Die Geschäfte, weißt du?«

»Was macht er denn?«

»Der verkauft Häuser und Grundstücke. Was sautrockenes. Keine Action, immer Schreibtisch. Und deiner?«

»Er verkauft auch. Schiffe und Yachten.«

»Finde ich ätzend.«

»Ich aber nicht.«

»So ist jeder anders.« Sie fuhren über den grauen Asphalt und ließen ihre Blicke kreisen. Rechts von ihnen befanden sich die normalen Landebahnen, sie nahmen aber die andere Richtung, wo Privatmaschinen starten und landen konnten.

»Wenn der einen eigenen Clipper hat, muß er nicht gerade zu den Armen gehören«, meinte Kiki.

»Vielleicht hat er ihn gemietet.«

»Auch das kostet Geld.«

Die beiden Ehepaare saßen vor ihnen. Sie sprachen kaum miteinander, schauten aus dem Fenster und flüsterten sich nur hin und wieder etwas zu.

Der Bus fuhr in einer weiten Linkskurve auf die Privatmaschine zu. Der Einstieg stand offen, die Gangway war bereits herangefahren worden. Nicht einmal eine Minute später stoppte der Bus vor der Gangway. Die Gruppe konnte aussteigen.

Wieder waren die beiden Mädchen die letzten, die den Bus verließen.

»Ein wenig komisch ist mir schon«, flüsterte Kiki. »Wenn ich nicht geschminkt wäre, könntest du meine vornehme Blässe sehen.«

»Ich lasse alles auf mich zukommen.«

»Was er wohl vorhat?«

»Wie meinst du das?«

Kiki grinste. »Vielleicht Sex.«

»Mit uns!«

Die Amerikanerin lachte. »Denkst du, mit den beiden Paaren?«

»Nein, dann hätte er nur uns eingeladen. Ich glaube, der will ein

wenig Schau machen. Einer, der zum Jet-set gehört und zuviel Geld hat. Das ist alles.«

»Kennst du dich aus im Jet-set?«

»Ein wenig.«

Sie waren während des Gesprächs die Gangway hochgegangen. Bevor Sandra Ceur einen Fuß in die Maschine setzte, schaute sie sich noch einmal um. Sie sah den blauen Himmel, auch zwei dicht hintereinander startende Maschinen und eine, die zur Landung ansetzte. Ein wenig wehmütig wurde ihr schon ums Herz. Ihr kam es vor wie ein Abschied, der sehr lange dauern konnte... Kikis hektisch klingende Stimme vertrieb die trüben Gedanken. »Komm schon, Sandra, wir haben nicht viel Zeit.«

»Ja, ja, bin schon da.«

Nebeneinander betraten sie die Maschine. Keine Stewardess empfing sie, und ihre Schritte wurden zögernder. Zudem verwehrten ihnen die beiden Ehepaare das Weitergehen, denn sie hatten sich ebenfalls noch nicht gesetzt. Ihnen allen kam es vor, als hätten sie eine völlig andere Welt betreten. Sie schauten in einen Wohnraum. So jedenfalls kam ihnen das Innere des Flugzeugs vor. Musik berieselte sie, die Sessel standen so verteilt, daß jeder die Beine ausstrecken konnte, ohne einen anderen zu berühren. Es gab kleine Tische, eine Bar und indirekte Beleuchtung.

Eine kleine Lasterhöhle in Pechschwarz und mit dunkelroten Vorhängen vor den Fenstern.

Die Musik verstummte. Man hörte das Flüstern der Ehepaare. Martina Richmann wollte nicht bleiben, aber ihr Mann hielt sie zurück. Und plötzlich hörten sie die Stimme, die sie alle kannten. Es war Damiano Fulgera, der zu ihnen sprach. »Ich heiße Sie, meine Lieben, an Bord herzlich willkommen und freue mich, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind. Bitte, fühlen Sie sich wie zu Hause. Nehmen Sie Platz, und schnallen Sie sich an, denn wir werden in

wenigen Minuten starten. Wir sehen uns gleich.«

Die Frauen drehten sich um, als sie hörten, daß die Tür automatisch geschlossen wurde. Mit einem schwappenden Geräusch schloß sie fügendicht.

»Sollen wir?« flüsterte Sandra.

»Klar.« Kiki redete forsch. »Glaubst du denn, daß ich gekommen bin, um hier zu stehen?«

»Du hast Nerven.«

Auch die Richmanns und Sanders setzten sich. Sie taten es mit steif wirkenden Bewegungen, als hätten sie Angst, in den schwarzen Ledersesseln zu versinken.

Sie waren sehr bequem, mit nicht zu weichen Rückenlehnen. Die Anschnallgurte waren auch vorhanden. Ein jeder konnte sich aus, alle waren schon einmal geflogen.

Sie schauten sich an. Auch Sandra machte da keine Ausnahme. Martina Richmann war eine braunhaarige Frau um die Vierzig, die sich noch gut gehalten hatte. Das Haar trug sie modern, hinten hochgesteckt, vorn an der Stirn hingen Fransen wie die Zinken eines Kamms. Ihr Hosenanzug war bequem und teuer. Auffallend an ihr waren noch die dunklen Augen, in deren Pupillen so etwas wie Bestürzung stand. Ihr Mann hatte die 50 überschritten, neigte zur Fülle und trug bequeme Reisekleidung. Die Augen waren hinter getönten Brillengläsern verborgen.

Hans und Elke Sander machten den nervösesten Eindruck. Sie spielte an den Perlen ihrer Kette. Sandra beobachtete die Frau. Ihr Gatte gab sich gelassener. Erst beim zweiten Hinsehen fiel sein harter Blick auf, mit dem er die Umgebung kontrollierte. Damiano Fulgera hatte nicht gelogen.

Die Düsen heulten plötzlich auf, sie liefen für einige Sekunden, dann setzte sich die Maschine allmählich in Bewegung. Wie versteinert saßen die Gäste in den Sesseln. Es war die Spannung vor

dem Start, die sie umfaßt hielt.

Selbst Kiki hielt den Mund. Keiner konnte sehen, wo sie hinrollten, da die Fenster durch die dunkelroten Vorhänge verhangen waren. Aber jeder von ihnen spürte den inneren Druck, der sich immer mehr steigerte. Der Start.

Plötzlich hoben sie ab, wurden gegen die Lehnen gepreßt und spürten den Druck der Gurte.

Die Maschine stieg schnell, als hätte sie es eilig. Zweimal spürten die Passagiere einen kleinen Ruck. Die Flughöhe hatten sie inzwischen erreicht. Die beiden Mädchen atmeten erleichtert auf, sie lösten auch als erste die Gurte, und Kiki gab etwas von ihrer Angst zu.

»Das ist immer das gleiche. Ich habe das Gefühl, als würde man in den Himmel stoßen.« Sie schaute sich um, lachte unmotiviert, stand dann auf und sagte: »Einen Drink könnte ich jetzt vertragen. Ihr nicht auch, Freunde?«

Sandra sagte nicht nein, die beiden Paare zögerten noch, erhoben sich schließlich auch, als sie das Klingeln der Eiswürfel hörten, die Kiki in das hohe Glas rutschen ließ.

Die Mädchen tranken Wodka-Martini. Was die anderen zu sich nahmen, interessierte sie nicht, sie wandten sich auch von der Bar ab und gingen zu ihren Sesseln. Erst als sie saßen, stellten sie fest, daß sich die Sitzmöbel drehen ließen.

Kiki warf die Beine hoch. Auch ihr Rock rutschte weiter, so daß die Strapse zu erkennen waren, was Hans Sander mit raschen Blick bemerkte.

Er hatte sowieso nur Augen für Kiki gehabt, was seine Frau allerdings nicht sehen sollte.

»Cheerio, ihr Freunde!« rief sie. »Auf daß es eine lustige Reise für uns wird.«

»Das wünsche ich auch«, erklang plötzlich Damiano Fulgeras

Stimme. Er selbst zeigte sich ebenfalls. Wo ein ebenfalls roter Vorhang die gesamte Breite des Flugzeugs einnahm und den Weg zum Cockpit versperrte, öffnete er die beiden Hälften so weit, daß er hindurchtreten konnte.

Die Passagiere vergaßen ihre Drinks. Sie hatten nur Augen für den Mann, der sie eingeladen hatte. Und sie starrten ihn an wie einen Geist, obwohl er keiner war.

Noch immer trug er seine dunkle Kleidung. Die konnte er wohl nie ablegen. Einen Anzug, der weit geschnitten war, dazu ein weißes Hemd und eine ebenfalls schwarze Schleife am Kragen. Sein hager wirkendes Gesicht war zu einem breiten Lächeln verzogen, die Augen strahlten eine Kälte und eine Ruhe gleichzeitig ab.

Kiki und Sandra sahen ihn zum erstenmal ohne Maske. Die Amerikanerin stieß zischend die Luft aus. »Verdammt!« flüsterte sie.

»Das ist er also. Der Typ kann mich anmachen. Der hat so etwas Dämonisches. Spürst du das nicht auch?«

Sandra hob nur die Schultern. Ihr flößte die schwarze Gestalt eher Unbehagen ein.

Nur die beiden Paare kannten ihn. Sie lachten ihm zu und reichten ihm die Hände.

Wie es sich für einen Kavalier gehörte, begrüßte Fulgera sie mit Handküschen. Dabei ließ er auch Sandra und Kiki nicht aus. Beide spürten die kühlen Lippen auf der Haut.

Sandra erschauderte. Kiki ebenfalls. Sie allerdings aus anderen Gründen.

Damiano Fulgera trat ebenfalls an die Bar, er nahm aber keinen Drink, als er sich so drehte, daß er seine Gäste anschauen konnte. »Ich möchte Ihnen erklären, meine Freunde, weshalb ich Sie zu dieser Reise eingeladen habe. Jeden von Ihnen habe ich mit Glück aus einer prekären Lage befreien können. Ich möchte keine Dankbarkeit von Ihnen haben, sondern das Gefühl der

Zusammengehörigkeit. Wir sind eine Familie geworden, auch wenn wir räumlich getrennt wohnen. Um dieses Gefühl zu intensivieren, habe ich Sie zu diesem kleinen Rundflug eingeladen. Wir wollen miteinander speisen, trinken, uns unterhalten und die menschlichen Bande enger knüpfen. Etwas, das irgendwie atypisch für eine hektische Zeit ist, in der wir ja nun einmal leben.«

»Wo soll die Reise denn hingehen?« fragte Kiki.

Fulgera lächelte. »Es wird eine Fahrt ins Blaue werden. Bei Busreisen sagt man das immer. Ich kann Ihnen aber ungefähre Ziele nennen. Wir werden uns über dem Mittelmeer-Raum bewegen. Im Augenblick fliegen wir in Richtung Süden. Wir überqueren bald Marseilles und nehmen Kurs auf Italien.«

»Italien«, fuhr Damiano Fulgera fort, »ist nicht nur ein wunderbares Land, sondern auch meine Heimat. Ich bin in der Nähe von Neapel geboren, wo das Schloß meiner Ahnherrn auch heute noch steht. Hin und wieder statte ich dem Gemäuer einen Besuch ab und wohne auch dort.«

»In einem echten Schloß?« staunte Kiki.

»So ist es.«

»Dann sind Sie ja so etwas wie ein Adeliger.«

»Ja.«

»Toll, irre.« Sie trank einen Schluck und schaute Sandra an.

»Findest du nicht auch?«

»Klar.« Die Antwort klang wenig überzeugend.

»Darf ich jetzt weiterreden?« erkundigte sich Fulgera mit ausgesuchter Höflichkeit.

»Klar, sorry.«

»Unsere Reiseroute wurde genau mit den Flughäfen abgestimmt. Wir werden in Rom landen und dort auch übernachten. Die Hotels sind gebucht. Am nächsten Tag möchte ich Sie in Athen zum Mittagessen einladen, am übernächsten fliegen wir nach Kairo. Auch

Marokko steht auf dem Programm, vorausgesetzt, daß Sie alle hier damit einverstanden sind?«

»Aber klar doch!« rief Kiki.

Auch die anderen stimmten zu.

Damiano Fulgera freute sich. »Dann lassen Sie uns die Gläser noch einmal füllen, und gestatten Sie mir, bitte, daß ich diese Aufgabe übernehme.«

Niemand hatte etwas dagegen, doch Hans Sander stellte noch eine Frage:

»Wer fliegt eigentlich die Maschine?«

Fulgera drehte sich langsam um. »Wer sie fliegt? Ich. Momentan allerdings verlassen wir uns voll und ganz auf den Autopiloten.«

Im Nu schwand die Stimmung, und die Passagiere wurden bleich...

Wir hatten unsere französischen Kollegen eingeschaltet und auch eingeweiht. Zum Glück war mein Name bekannt. Delmau hieß der Mann von der Luftüberwachung, mit dem wir zusammentreffen sollten. Er hatte strohblondes Haar und stammte aus der Normandie, wo er sich immer noch hinsehnte, was er oft genug betonte. »Dieses Paris ist nichts für mich. Zuviel Hektik auf einmal. Aber gut für die Karriere.« Da stimmten wir zu.

Es dauerte seine Zeit, bis wir uns durch den Verkehr gewühlt hatten und schließlich die Ausfallstraße erreichten, die zum Airport führte. Delmau hatte sich den städtischen Verhältnissen bereits in seiner Fahrweise gut angepaßt. Er preschte mit dem R 20 los wie ein Rennfahrer, und so erreichten wir das Ziel in einer Rekordzeit.

Wir konnten den Wagen dort abstellen, wo normalerweise kein Sterblicher parken durfte. In der gläsernen Halle kannte sich unser Kollege ebenfalls aus. Über eine Rolltreppe fuhren wir in den unterirdischen Bauch der Anlage, mußten durch einen langen Gang schreiten und gelangten schließlich in einen Raum, wo wir bereits

erwartet wurden.

Er war mit mehreren Leuten besetzt, und hier unten ließen die gesammelten Daten der Flugüberwachung zusammen. Auch die der Maschinen, die von Privateuten geflogen wurden. Ein Mann in Uniform trat auf uns zu. Er war so etwas wie der Chef hier. Ihm berichteten wir von unseren Problemen.

Er legte die Haut auf seiner Stirn in Falten. »Eine Maschine, die einem Monsieur Fulgera gehört, suchen Sie? Ich werde nachschauen. Den Namen kenne ich übrigens.«

»Das hört sich gut an«, flüsterte Suko. Wir schauten zu, wie der Uniformierte in den Papieren wühlte, zweimal telefonierte, den Hörer dann auflegte und sich uns kopfschüttelnd näherte. Seiner betrüblichen Miene war zu entnehmen, daß er mit keiner positiven Nachricht kommen würde.

Wir sollten recht behalten.

»Es tut mir leid, aber die von Ihnen genannte Maschine ist vor zwei Stunden schon gestartet.«

»Mit welchem Ziel?« fragte ich und konnte nur mühsam meine Enttäuschung verbergen.

»Rom.«

»Dort wird sie landen?«

»Ja. Falls man sich nicht unterwegs zu einem Kurswechsel entschließt. Das ist möglich.«

Ich schaute Suko an. »Sollen wir ebenfalls hinterher?«

»Da müssen Sie noch etwas warten. Die nächste Maschine startet erst in knapp einer Stunde.«

»Den Vorsprung holen wir nicht auf«, sagte der Inspektor.

»Wir könnten aber den Kollegen in Rom Bescheid geben, daß sie Fulgera nicht starten lassen.«

»Mit welcher Begründung?« fragte Delmau.

»Mordverdacht.«

»Ob das reicht? Ich meine, Sie haben den Toten gefunden, aber ich weiß nicht, ob wir den römischen Kollegen Fulgera als einen Mörder präsentieren können.«

»Es käme auf einen Versuch an.«

Suko wandte sich an den Angestellten der Überwachung. »Können Sie die Maschine nicht auf dem Schirm verfolgen?«

»Wir nicht, aber die Kollegen in Marseille.«

»Wenn Sie sich mit ihnen in Verbindung setzen würden...«

»Natürlich, gern.«

Mir gefiel die Sache nicht. Ich hatte das Gefühl, als würde uns wieder alles durch die Finger rinnen. Das war verdammt deprimierend. Damiano Fulgera entwickelte sich allmählich zu einem Alptraum, den wir noch nicht zu Gesicht bekommen hatten.

Wir bekamen eine gute Nachricht. Der Tower Marseille hatte die Maschine auf dem Schirm.

»Welche Position?« hakte ich nach.

»Sie befindet sich schon südlich von Genua.«

»Dann wird sie bald in Rom sein.«

Unser französischer Kollege war ins Schwitzen geraten, obwohl hier unten eine Klima-Anlage für angenehme Temperaturen sorgte.

»Ich muß erst bei meinem Chef Rückfrage halten, ob ich die Maschine so einfach stoppen lassen kann.«

Ich grinste. »Stoppen lassen ist gut.«

»Sie verstehen schon.«

»Tun Sie das!« mahnte Suko.

»Gut. Hoffentlich wird das kein Eigentor.« Delmau ging zu einem Telefon.

Wir warteten. Auch Suko spürte die Ungeduld in sich. »Ich habe das Gefühl, daß uns dieser Typ schon wieder durch die Lappen gehen wird. Allmählich wird mir sogar Italien unsympathisch. Wir hätten dort bleiben sollen.«

»Finde ich auch.«

Delmau hatte sein Telefonat beendet und kehrte zurück. Er zog ein trauriges Gesicht. »Die Motive reichen wohl nicht aus, um die Maschine auf dem Flughafen festzuhalten. Man will keinen unnötigen Ärger mit den Italienern.«

»Das ist Mist.«

»Meine ich auch, aber was kann man tun?«

»Nichts«, murmelte ich. »Bis wir in Rom sind, kann die andere Maschine längst wieder gestartet sein.«

»So sehe ich das auch.«

Ich schaute mich noch einmal um und hob die Schultern. »Können wir so lange hier bleiben, bis der Jet gelandet ist?«

»Das wird wohl gehen.«

»Dann soll man uns wenigstens aus Rom die Informationen geben, wann die Maschine wieder startet und wo sich ihr nächstes Ziel befindet. Das wird doch wohl zu machen sein.«

Delmau war froh, was tun zu können. »Ich werde das gleich in die Wege leiten.«

Dazu kam es aber nicht mehr. Der Chef dieser Kontrollstelle überbrachte uns eine Nachricht, die schlagartig alles veränderte. Er war blaß, als er sprach.

»Die Kollegen in Marseille und Rom haben die Maschine nicht mehr auf dem Schirm.«

»Was bedeutet das?« fragte ich.

»Sie befand sich über dem Meer. Dort kann sie nicht landen. Sie muß abgestürzt sein...«

Ich schwieg. »Abgestürzt?« flüsterte ich nach einer Weile.

»Davon gehen wir aus.«

»Das kann ich nicht glauben«, sagte Suko.

»Aber Monsieur, alles spricht dafür und gegen Ihre Theorie. Sie muß ins Meer gestürzt sein.«

»Da gibt es wohl keine Chancen, um zu überleben?«

»Kaum. Es sind bereits Rettungshubschrauber unterwegs. Wir werden auch Nachricht erhalten, wenn sie gefunden wurde.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein und nein. Nicht dieser Fulgera. Der ist anders. Der lebt noch, während wir schon längst im Sarg liegen. Der ist listig und trickreich. Der führt uns alle an der Nase herum. Er ist kein Mensch.«

»Was dann?«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie es, Delmau. Es war nur so dahingesagt. Kann man feststellen, wo ungefähr die Maschine abgestürzt sein muß?«

»Das wissen wir bereits«, wurde uns mitgeteilt.

»Dann bitte.«

Wir traten an eine Karte. Der Chef erklärte uns die Position. Und die lag südlich von Rom, fast schon an der Küste und eine Steinwurfweite von Neapel entfernt.

»Haben die den Kurs gewechselt?« fragte ich erstaunt.

»Ja, scheint so.«

»Neapel«, murmelte Suko. »John, weißt du, was jetzt wichtig für uns geworden ist?«

»Ja, das weiß ich. Ein gewisses Schloß, in dem die Familie Pulgera einmal gelebt haben soll...«

Irgendwann, die Gäste hatten schon den dritten oder vierten Drink genommen, stellte Hans Sander plötzlich fest. »Wir verlieren an Höhe.«

Seine Stimme hatte normal geklungen, aber eine gewisse Spannung lag trotzdem in ihr.

Die anderen schauten ihn an. Er hob die Schultern. »Das kann nichts zu bedeuten haben, mir ist es eben nur aufgefallen.«

»Vielleicht landen wir gleich«, sagte Richmann.

»Möglich.«

»Man sollte Pulgera fragen.«

»Und wer geht ins Cockpit?« fragte Sander. »Du, Jörg?«

»Na ja, ich meine...« Er hob die Schultern. »Das ist ja eigentlich für Passagiere verboten.«

»Dann mache ich es, wenn ihr zu feige seid«, erklärte Kiki.

Das wollte Sander nicht zulassen. »Nein, ich werde gehen und euch Bescheid geben.«

Elke griff nach seinem Arm. »Laß es sein.« Ihre Stimme hatte einen schrillen Unterton bekommen.

»Weshalb?«

Sie schaute die anderen an, aber sie meinte ihren Mann, als sie sagte: »Wir fliegen doch gut, Hans, oder? Ja, wir fliegen gut. Wunderbar, es ist alles in Ordnung. Er hat es uns doch versprochen.«

Richmann stellte sein Glas weg. »Elke, wovor hast du Angst?«

Sie ließ Hans' Arm los. »Ich... ich weiß es nicht. Ich habe Angst und das Gefühl, in einem Bunker zu sitzen und nie mehr im Leben raus zu können.«

Kiki begann zu lachen. »Raus kommen wir sowieso nicht, das schmink dir mal ab.« Sie schleuderte ihre Arme hoch. »Aber was hast du denn? Uns geht es doch gut.«

Elke drehte sich um. Sie sprach gegen die Bar, als sie ihre Antwort gab.

»Mit Ihnen rede ich doch gar nicht. Sie sind mir viel zu dumm.«

Bevor die Emotionen noch weiter hochgepeitscht werden konnten, mischte sich Hans Sander ein. »Ihr könnt ja machen, was ihr wollt, ich frage mal nach.«

Niemand hielt ihn auf, als er auf den breiten Vorhang zuging, ihn zur Seite schob und dahinter eine Tür entdeckte, auf deren Klinke er seine Hand legte, aber zögerte.

Ihn überkam so etwas wie Angst vor der eigenen Courage. Konnte

und sollte er es wagen?

Sander schluckte. Er nahm seine Brille ab, reinigte die Gläser von der Feuchtigkeit und klopfte, bevor er sich entschloß, die Tür aufzudrücken. Als sie nach innen schwang, hörte er bereits die Stimme ihres Gastgebers. »Kommen Sie ruhig näher, mein Freund. Ich habe Sie bereits erwartet.«

Sander schloß die Tür. Er war irritiert, als er fragte: »Wieso denn?«

»Ich habe mir erlaubt, ihre Gespräche hier im Cockpit mit anzuhören. Sie waren sehr interessant. Der Alkohol scheint nicht alle Hemmungen hinweggefegt zu haben.«

»Man ist beunruhigt.«

»Nennen Sie mir den Grund.«

Hans Sander lachte, ohne ein Motiv zu haben. »Sie werden darüber erstaunt sein, aber wir verlieren an Höhe. Das bereitet uns Sorgen. Setzen wir schon zur Landung an?« Er räusperte sich. »Leider konnten wir nicht aus einem Fenster schauen, und so...«

»Ja, wir werden landen!«

»Wo?«

Damiano, der seinem Besucher nach wie vor den Rücken zudrehte, deutete auf den freien Sitz des Copiloten. »Nehmen Sie dort Platz. Ich möchte Sie einladen, Hans, hier im Cockpit zu bleiben. Sie können den Flug und alles weitere aus erster Hand erleben.«

Sander wagte einen Widerspruch. »Aber meine Frau und die anderen...«

»Werden Sie schon nicht vermissen.« Fulgera griff zu einem über seinem Kopf hängenden Mikro. »Ich sage den Passagieren Bescheid, daß sie sich keine Sorgen um Sie zu machen brauchen. Einverstanden?«

»Meinetwegen.«

Damiano Fulgera redete einige Sätze. Er sprach mit einer nahezu

einschmeichelnden Stimme, die so gar nicht zu ihm passen wollte, und auch Sander hatte sie anders in Erinnerung. Befehlsgewohnter, härter im Klang.

Fulgera hängte das Mikro wieder ein. »Jetzt ist alles in Ordnung«, flüsterte er. »Niemand braucht sich mehr Sorgen zu machen. Wir schaffen es, mein Freund.«

»Wo fliegen wir denn hin?«

»Es ist, wie ich schon sagte, eine Reise ins Blaue. Sie wird für Sie alle unvergessen bleiben, das kann ich Ihnen versichern. So etwas haben Sie noch nie erlebt.«

Seine folgende Handbewegung sah ungeduldig aus. »Sie sitzen ja immer noch nicht.«

»Sorry.«

»Sprechen Sie ruhig deutsch. Das haben wir auch in St. Moritz getan, wo ich Sie aus der Gondel holte.«

Es war Hans Sander unangenehm, auf den Vorfall angesprochen zu werden. Sie alle wußten ja, was sie diesem Mann verdankten, auch wenn er ihnen unsympathisch war.

Sehr langsam setzte er sich hin. Dabei mußte er sich näher an die Instrumente des Cockpits heranschieben und kam sich vor wie in einer fremden Welt.

Die Instrumente verbreiteten ein grünliches Licht. Er kam sich vor wie in einem Zukunftsfilm, und neben ihm erhob sich Damiano Fulgera aus dem Sessel. Er hatte seinen Kopf nach links gedreht, so daß nur ein Teil seines scharfen Profils zu sehen war.

Obwohl Sander hochmoderne Technik umgab, konnte er das Gefühl der Beklemmung nicht unterdrücken. Es war zugleich eine Ahnung des Geheimnisvollen, des Anderen, ein Flair, das er weder erklären noch fassen konnte, das aber vorhanden war.

Wer strömte es aus?

Fulgera? Bestimmt. Und was kannte er von diesem Mann? Man

konnte ihn als eine geheimnisvolle Person bezeichnen, die an den Plätzen des Jet-set erschien und dort ihre Spuren hinterließ. Wer ihn einmal erlebt hatte, der vergaß ihn nie.

Er gehörte zu den Personen, die einen bleibenden Eindruck hinterließen. Wenn er irgendwo erschien, war er automatisch Mittelpunkt, ohne daß er selbst etwas dazu getan hätte.

Momentan sprach er nicht. Im Gegensatz zu Hans Sander hockte er entspannt in seinem Sitz, behielt die Instrumente im Auge und zuckte manchmal mit den Lippen, wenn er wissend lächelte. Sander kam sich vor wie ein künstlicher Mensch. Er rührte sich nicht, atmete flach und durch die Nase. Auf seiner Stirn lagen Schweißperlen, er schwitzte überall am Körper, am Rücken, unter den Achseln, und er bereute es, diese Reise mitgemacht zu haben.

Um sich abzulenken, schaute er nach vorn. Er blickte durch die breiten Scheiben, er sah den blauen Himmel, den Horizont, auch das Wasser, wo es mit dem Himmel zusammenstieß und eine gedachte Linie bildete. Alles kam ihm fremd vor. Da draußen lag die normale Welt, aber im Cockpit war es ungewöhnlich dunkel.

Die Beklemmung steigerte sich. Sie war wie eine würgende Hand, die langsam höher stieg und sich immer mehr seiner Kehle näherte, um seine Atmung zu stoppen.

»Das gefällt Ihnen hier nicht, wie?« fragte Fulgera plötzlich.

Hans Sander schrak zusammen. »Wie meinen Sie das?«

»Ich merke, daß Sie sich unwohl fühlen. Es paßt ihnen nicht, hier zu sitzen.«

»Das stimmt.«

Fulgera lachte. »Sie sollten froh darüber sein. Andere gäben viel darum, einmal im Cockpit eines Düsenclippers mitfliegen zu können. Aber Sie, mein lieber Sander...«

»Das ist nicht meine Welt.«

»Was ist denn die Ihre?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, aber...«

Von der linken Seite her schob sich der Arm des Piloten näher. Eine Hand, leicht zur Klaue gekrümmmt und vom grünlichen Schein der Instrumente überflössen, legte sich auf die Lehne. »Sie wollen raus, mein Lieber, aber Sie werden bleiben, das habe ich beschlossen. Es gibt gewisse Dinge, die möchte ich mit Ihnen besprechen.«

»Und welche?«

»Ich möchte von Ihnen wissen, ob Sie an Vampire glauben.«

Hans Sander lachte. »Vampire?«

»Ja, Sie kennen doch diese Blutsauger. Lebende Leichen, Untote, seit Jahrhunderten oft schon in feuchter Erde liegend. Aber nur am Tage. In der Nacht verlassen Sie ihre Verstecke und nähern sich den ahnungslosen Menschen. Es stehen vor allen Dingen die Jungfrauen auf ihnen mit Menschenblut geschriebenen Plänen. Sie schnappen sich die Frauen zu mitternächtlicher Stunde, hacken ihre gefährlichen Zähne in das weiße Fleisch ihres Halses und saugen sie aus.«

»Hören Sie auf, Fulgera. Das ist doch Unsinn!«

Der Italiener stieß einen zischenden Laut aus, bevor er fragte: »Meinen Sie wirklich?«

»Ja.«

Fulgera erwiderte nichts mehr. Sehr bedächtig drückte er sich vor und drehte den Kopf. Er brauchte sich um die Führung der Maschine nicht zu kümmern, das besorgte der Autopilot.

Er drehte den Kopf seinem Gast zu. »Schauen Sie mich an, Sander. Schauen Sie mich nur an.«

Hans Sander ballte die Hände zu Fäusten. Er sah stur geradeaus, seine Lippen zuckten, und er schrak zusammen, als er die Berührung der Hand an seinem Oberarm spürte.

»Sehen Sie mich an!« Diesmal klang die Stimme schärfer. Sander weigerte sich auch nicht mehr. Er wandte den Kopf, sah zuerst nur

das grünlich fluoreszierende Licht der Instrumentenbeleuchtung und bekam den Eindruck, als würde sich das Gesicht seines Lebensretters wie ein pergamentartiges Bild aus dieser Kulisse hervorheben. Es war noch das gleiche Gesicht. Scharf konturiert, die harten Züge überwogen.

Und trotzdem hatte sich etwas verändert.

Die Lippen waren gefletscht, ähnlich wie bei einem Wolf, der kurz vor dem Angriff stand.

Und aus dem Oberkiefer ragten zwei hell schimmernde Dolche hervor. Zähne.

Vampirhauer!

»Weißt du jetzt Bescheid?«

Die Frage erreichte den Deutschen wie eine leise gespielte Melodie. Sie trieb ihm einen Schauer über den Rücken. Er war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben, sein Gehirn fühlte sich taub an, die Gedanken jagten sich dort, und er wußte nicht, ob er einen bösen Traum erlebte oder die Vorgänge den Tatsachen entsprachen.

Aber er mußte etwas sagen und hörte seine Worte kaum, als er flüsterte:

»Nehmen Sie das Ding aus dem Mund.«

Leises Lachen strömte ihm entgegen. »Es ist kein künstliches Vampirgebiß, mein Freund. Das ist echt!«

»Wieso?«

»Ja, ich bin ein Blutsauger. Nur durch den Lebenssaft der Menschen kann ich existieren. Ich gehöre zu den Personen, von denen ich vorhin erzählt habe. Ich bin ein Vampir, und ich freue mich, meinen Durst nach Blut endlich stillen zu können.«

»Wieso? Ich...«

»Du wirst es mir geben! Du bist der erste. Noch vor der Landung brauche ich einen Diener. Dich habe ich ausgewählt. Du wirst mich

begleiten. Du bist der einzige, der Bescheid weiß. Den anderen habe ich nichts gesagt. Sie werden es später erst merken, wenn wir auf meinem Schloß eingetroffen sind und ich euch das Blut aussauge. Aber du...«

Diese Worte waren zuviel für Hans Sander. Zwar wußte er noch immer nicht, was er glauben sollte, aber er nahm sich vor, dieses verfluchte Spiel nicht mitzumachen.

Bevor sich Fulgera versah, schoß er in die Höhe. Er wollte sich nach rechts wegdrehen, aber diese verfluchte Hand wurde plötzlich lang und schnell.

Sie griff hart zu.

Es war ein Klammergriff, der ihn erwischte und dem er sich nicht mehr entziehen konnte. Brutal schlügen die Finger zu. Er spürte sie durch den Stoff seiner Kleidung. Die Haut wurde zusammengedrückt, er konnte nicht mehr wegkommen, blieb stehen und wurde von dem plötzlichen Ruck nach vorn katapultiert.

Genau auf den anderen zu.

Der Vampir empfing sein Opfer mit offenen Armen. Seine dunklen Augen erinnerten dabei an schwarz leuchtende Sterne, in der die Gier nach dem Lebenssaft des Menschen stand.

»Keine Chance wirst du haben, keine Chance!«

Hans Sanders schrie. Aber nur ein erstickt klingender Laut drang aus seinem Mund, einen Moment später erwischte ihn der Hieb schmerhaft in der Magengegend.

Er sackte nach vorn.

Ein zweiter Treffer riß ihn von den Füßen und schleuderte ihn zu Boden. Neben dem Sitz krümmte er sich, atmete jaulend und brach ab, als der Vampir einen Fuß auf seine Brust stellte.

»So wollte ich dich haben!« flüsterte Damiano, »so und nicht anders. Ich werde dafür sorgen, daß du meinen ersten Durst stillst. Dein Blut wird sprudeln, es wird mich laben und stärken. Du hast

keine Chance mehr, mir zu entkommen.«

Er zog den Fuß wieder zurück und ließ dem anderen trotzdem keine Chance, denn er war blitzschnell über ihm.

Die Knie rammten in den Leib des Deutschen, trieben ihm die Luft aus den Lungen, dann lagen die starken Hände des Vampirs auf seinen runden Schulterbögen und preßten den Mann hart gegen den Boden. Das Gesicht des Vampirs tauchte dicht vor den Augen des Deutschen auf. Ein schreckliches Gesicht, eine Fratze, ein gieriger Schlund, eine Schnauze, die zubeißen wollte, und aus deren Oberkiefer die langen Blutzähne hervorstachen.

Straff spannte sich die Haut am Hals. Genau richtig für einen Vampir, der auf Blutjagd war.

Und er biß zu.

Hans Sander gelang es nicht einmal, sich dagegen aufzubäumen. Er versuchte es zwar, aber die Kraft des Vampirs war mit der eines Menschen nicht zu vergleichen.

Als hätte man ihm zwei Spritzen zur gleichen Zeit gegeben, so spürte er die beiden Einstiche an seiner linken Halsseite. Ein Gefühl, das er bisher nicht gekannt hatte, durchströmte ihn plötzlich. Er konnte es sich nicht erklären, aber es war nicht einmal unangenehm.

Ein Vampir bezeichnete es als die Süße des Todes, die den Deutschen auf seinem Weg ins Jenseits begleitete...

Kiki erhob sich, ging zur Bar und goß sich noch einen Drink ein. Als sie das Glas anhob, stand Sandra neben ihr und legte ihre Hand auf die der Amerikanerin.

»Du solltest nicht so viel trinken, Kiki.«

»Warum nicht?«

»Weil es sich, sagen wir, nicht schickt, sich dem Gastgeber betrunken zu präsentieren.«

»Das juckt mich nicht.«

»Dann nimm wenigstens weniger Alkohol.«

»Okay, Mummy, okay.« Sie streichelte die Wange der Französin.

»Du bist schon in Ordnung, Baby, ehrlich.«

Sandra wandte sich ab. Sie wußte nicht, ob sie sich richtig verhalten hatte, schließlich konnte sie den anderen keine Vorschriften machen, aber im Interesse der Allgemeinheit war es besser, wenn sich Kiki zusammenriß und nicht betrunken durch die Gegend torkelte. Tatsächlich verlängerte sie den Drink mit Mineralwasser. Es bereitete ihr sogar Mühe, die Flasche zu halten, so sehr zitterte sie schon. Sandra schaute zu den anderen hin. Elke Sander, Martina Richmann und deren Mann hockten zusammen. Sie paßten einfach nicht zu den beiden jungen Mädchen und hielten sich auch bewußt abseits. Sandra Ceur kam es vor, als würde zwischen ihnen eine Wand aus Glas stehen, die keiner durchdringen konnte.

Elke Sander hatte ihre Nervosität noch immer nicht ablegen können. Des öfteren schaute sie zur Uhr und fragte zum wiederholten Male: »Was treibt der nur so lange im Cockpit?«

»Es interessiert ihn eben«, antwortete Richmann.

»Das muß doch mal ein Ende haben.«

»Wie willst du das beurteilen können? Außerdem ist nichts passiert. Wir alle haben Fulgeras Durchsage gehört.«

Elke nickte. »Ja, reden kann man viel.« Sie strich ihr Haar zurück, bevor sie wieder damit begann, an den Perlen ihrer Kette zu spielen.

Ihr Blick traf Sandra. Unwillig schüttelte sie den Kopf. »Was starren Sie mich so an?«

»Entschuldigung.« Sandra wandte sich ab.

Elke begann zu flüstern. Was sie sagte, verstanden nur die beiden Richmanns. An der Bar stand Kiki und lächelte Sandra an. »Keine gute Atmosphäre, was meinst du?«

»Nein.«

»Der hat die falschen Leute zusammen eingeladen. Ich bin gespannt,

wie das in Rom weitergeht.«

Sandra senkte den Kopf. »Manchmal habe ich das Gefühl, als würden wir die Stadt gar nicht erreichen.«

Kiki lachte. »Wie kommst du denn darauf?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Unsinn, nimm einen Drink. Wir müssen ja bald landen. Du kannst ihn schon als Aperitif bezeichnen.«

»Glaube ich auch nicht.« Sandra griff zur Martini-Flasche, nahm aber auch noch Wodka. Sie mixte den Drink nicht, sie rührte ihn, und Kiki stieß einen Pfiff aus.

»Was ist los?«

»Du kennst dich bei Cocktails aus.«

»Ein wenig.« Sandra trank langsam.

Elke Hansen redete noch immer. Sie sprach mit einer flüsternden Stimme, begleitete ihr Sätze mit Handbewegungen und stoppte plötzlich mitten in der Bewegung. Dabei hob sie den Kopf an, schaute gegen die Deckenverkleidung, und auch die anderen hatten etwas bemerkt. Sandra stellte ihr Glas weg.

»Was ist?« fragte Kiki.

»Das Flugzeug, verdammt, da stimmt was nicht. Merkst du die Unruhe? Die Düsen laufen nicht mehr gleichmäßig. Ich weiß es ja auch nicht, aber ich kann mich auf mein Gefühl verlassen.«

Kiki strich über ihre Hüften. Sie versuchte zu lächeln, es wurde ein Grinsen daraus.

Es blieb nicht allein bei diesem unnatürlichen Geräusch der Motoren, plötzlich vibrierte die gesamte Maschine. Das Zittern rann durch den Rumpf und erreichte auch die Tragflächen.

Die Passagiere wollten etwas sehen. Es war Richmann, der einen Vorhang faßte, um ihn zur Seite zu reißen, von den anderen dabei starr beobachtet.

Dazu kam er nicht mehr. Plötzlich hallte wieder Damiano Fulgeras

Stimme durch den Passagierraum.

»Ich bitte Sie alle, sich auf ihre Plätze zu setzen und meine weiteren Anweisungen abzuwarten. Und bewegen Sie sich schnell, unsere Zeit ist knapp.«

»Was soll das?« rief Elke Sander.

»Tu, was er gesagt hat.« Martina Richmann schob sie auf den Sessel zu. Auch sie war blaß geworden. Allen Anwesenden stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Sie fühlten sich plötzlich wieder so hilflos, denn diesen fliegenden Sarg konnten Sie aus eigener Kraft nicht verlassen. Sie befanden sich in den Händen eines anderen. Obwohl er jedem von ihnen das Leben gerettet hatte, trauten sie ihm plötzlich nicht mehr. Aber sie mußten seinen Anordnungen nachkommen. Er war der Chef in der Maschine.

Kiki hatte kaum den Gurt geschlossen, als abermals die Stimme des Piloten erklang.

»Ich hoffe, Sie alle haben meine Anordnungen erfüllt. Ich hatte versprochen, Sie nach Rom einzuladen. Dieses Versprechen kann ich leider nicht einlösen. Wir sind ein wenig vom Kurs abgekommen, fliegen jetzt südlicher und haben auch noch Pech mit den Motoren. Das heißt für Sie, wir können nicht mehr auf einem Flughafen landen, sondern müssen uns mit dem Meer zufrieden geben. Eine Notlandung...«

Das letzte, alles entscheidende Wort verhallte. Keiner der Anwesenden reagierte. Ein jeder hatte damit zu tun, diese Nachricht erst einmal zu verdauen.

Bis Elke aufschrie. »Das ist doch nicht wahr! Der will uns reinlegen. Hans!« Sie rief nach ihrem Mann. »Verdammtd, Hans, wenn man dich braucht, bist du nicht da. Weshalb kommst du nicht!«

Die Frau benahm sich hysterisch. Trotz der Warnung wollte sie sich wieder losschnallen, dagegen hatte Martina Richmann etwas. Sie saß ziemlich günstig, streckte ihren Arm aus und hielt Elke Sander fest.

»Reiß dich endlich zusammen!«

Ein unheimliches Heulen klang plötzlich auf. Gleichzeitig verlor die Maschine rapide an Höhe. Trotzdem wirkte es so, als hätte der Pilot trotz allem noch die Kontrolle über den Clipper.

Niemand bemerkte etwas davon. Die Panik schlug in einer gewaltigen Welle über den Passagieren zusammen. Fliehkräfte spielten mit ihnen, drückten sie in die Sitze, dabei schnitten die Gurte durch die Kleidung. Die festgeschraubten Sessel vibrierten ebenfalls, wie gewaltige Arme schleuderten die Vorhänge von einer Seite zur anderen. Es ging abwärts!

»Luft! Ich will Luft!« kreischte Martina Richmann. Auch sie hatte die Nerven verloren.

Kiki war leichenblaß. Sie mußte sich übergeben.

Sandras Augen quollen aus den Höhlen. Auch sie war von der Todesangst erfaßt worden. Nie im Leben hätte sie gedacht, so etwas Schreckliches einmal erleben zu müssen.

Wann erfolgte der Aufschlag?

Sandra stammelte sinnlose Worte. Es sollte so etwas wie ein Gebet sein. Ihr Blick flog nach vorn. Elke Sander war zusammengesunken. Sie reagierte auf nichts mehr. Richmann hockte im Sessel wie eine Puppe. Auch seine Lippen bewegten sich, nur sprach er nicht. Und der Clipper raste weiter.

Hätten sie aus dem Fenster schauen können, wäre ihnen ein Bild in Erinnerung geblieben, das die lange Dünung des Meeres zeigte, aber auch schon den Streifen einer bergigen und leer wirkenden Küste. Sekunden noch, dann mußte der Aufprall erfolgen. Das Krachen hörte sich an wie ein gewaltiger Donner, in den das Bersten der Tragflächen hineinklang, als würden gewaltige Hände etwas zerreißen.

Noch hielt der Rumpf, und die Maschine hüpfte plötzlich wie ein Ball über die Wellen. Wieder brach etwas mit einem ungeheuren

Getöse, aber davon merkten die Menschen in den Sesseln nichts. Bis auf Sandra Ceur waren alle bewußtlos geworden. Und auch sie hatte innerlich mit ihrem Leben abgeschlossen...

Damiano Fulgera hatte das Unmögliche möglich gemacht. Eine Notlandung auf dem Meer, ohne daß den Passagieren etwas passiert wäre. Der wichtigste Teil des Planes also hatte geklappt, jetzt mußte auch die zweite Phase in Erfüllung gehen.

Die Maschine schaukelte auf den Wellen. Viel Zeit blieb nicht mehr, dann würde sie ein Raub des Meeres. Deshalb beeilte sich Damiano. Er schwang sich aus seinem Sitz und schaute zu seinem ersten Opfer hin, das bleich auf dem Co-Pilotenstuhl hockte.

Sander war wieder erwacht. Er lebte und war trotzdem tot. Ein schreckliches Dasein, das er führte, und auch bei ihm würde bald die Gier nach dem Blut erwachen.

Darüber aber wachte Damiano. Er verließ das Cockpit, auch Sander erhob sich mit träge wirkenden Bewegungen und einem stumpfen Blick in den glanzlosen Augen, der an den einer Zombies erinnerte. Noch war es Tag, aber bald würde die Sonne sinken, dann erwachte auch die Kraft dieser seelenloser Töter.

Fulgera hatte den Passagierraum erreicht und verteilte dort die Schwimmwesten. Die Menschen waren benommen, er trieb sie mit harter Stimme an, bevor er den Ausstieg öffnete. Noch lag er über der Wasserfläche, aber die Wellen wogten bereits herein.

»Raus!«

Hätte er eine Peitsche besessen, er hätte sie damit nach draußen getrieben. So verließ er sich auf seine Worte und auch auf die Fäuste. Die Gäste gehorchten automatisch. Selbst Elke Sander fiel nicht auf, daß sich ihr Mann wieder in der Nähe befand. Wie auch die übrigen warf sie sich vor und in die Wogen hinein.

Die beiden Blutsauger folgten als letzte. Sie hockten in einem roten

Schlauchboot, das sich automatisch aufgeblasen hatte und sogar einen kleinen Hilfsmotor besaß.

Das Wasser war unruhig. Es floß um die Maschine herum, gurgelte, schmatzte und drang fauchend in die Öffnungen. Wenn jetzt das Boot nicht kam, war alles zu spät. Aber das Schnellboot war da. Es huschte und tanzte wie ein schwarzer Pfeil über die Wellen, denn seine Außenhaut war dunkel angestrichen. Innerhalb einer halben Minute hatte es den Ort erreicht. Damiano kletterte an Bord, wo Leinen bereitlagen, die er den im Wasser treibenden Menschen zuschleuderte.

So konnten sich diese an Bord hangeln. Sie stemmten sich auch nicht dagegen, denn es war ihr Überlebenswille, der aufflammte. Keiner von ihnen wollte ertrinken.

Mit voller Fahrt jagte das Schnellboot wieder in Richtung Küste, wo es zahlreiche felsige Buchten gab, in denen es verschwinden konnte. Am Ruder aber stand eine Frau.

Der Vampir ging zu ihr, während die Passagiere völlig erschöpft an Deck lagen und sich Sander in den Bauch des Schiffes verzogen hatte. Die Frau drehte sich um.

Ein uraltes Gesicht, bedeckt mit einer graugrünen Lederhaut starnte dem Ankömmling entgegen.

»Bravo, das hast du gut gemacht, Mutter!« flüsterte Damiano und umarmte die Blutsaugerin...

Italien hatte uns wieder!

Diesmal, das schworen wir, würden wir nicht wieder erfolglos nach London zurückkehren.

Damiano Fulgera mußte gestellt und vernichtet werden. Bisher hatte er alle Spuren verwischen können. Wenn wir diesmal auf seine Asche starnten, zeigten wir uns dafür verantwortlich, und dann war es auch endgültig. Wir hatten wieder auf einen Leihwagen

zurückgreifen müssen und uns abermals für einen Fiaf entschieden.

Wir befanden uns südlich von Neapel, fast auf Höhe von Capri, dieser zauberhaften Insel, auf der ich jetzt lieber faul in der Sonne gelegen hätte, als über staubigen Pistenstraßen zu fahren und nach dem Schloß Ausschau zu halten.

»Sehr agil siehst du auch nicht aus«, meinte Suko.

»Nein, aber ich fühle mich anders.«

»Wie denn?«

Ich schaltete einen Gang höher. »Als Europäer. London, Paris, Neapel innerhalb weniger Tage.«

»Man entwickelt sich eben zum Jet-setter.«

»Das mußt ausgerechnet du sagen.«

»Ich entwickle mich eben auch.«

»Dann würde ich als Endstufe den Vampirkiller vorschlagen. Allmählich brennt mir die Sonne das Hirn aus dem Schädel.«

»Laß mich fahren.«

»Die Idee ist gut.«

Wir wechselten die Plätze. Dabei stiegen wir aus und bewegten unsere Glieder. Gelogen hatte ich nicht. Es war tatsächlich unerträglich heiß. Selbst im Mai wurde Italien zu einem Brutkasten. Aber noch sahen wir hin und wieder das frische Grün der Bäume, wenn kleinere Waldstücke oasenartig aus der karstigen Landschaft hervorstachen. Weiter im Osten wurden die Berge höher. Schnee lag nicht mehr auf den Kuppen. Trotz der dunklen Brille schirmte ich die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen ab und schaute den Windungen der schmalen Straße nach, die sich in die Berge hineinschob. Genau dort, wo sie meinen Blicken fast entglitt, entdeckte ich einige Häuser, die fast in den Berg hineingebaut waren und mit ihren rötlichen Dächern wie Schachteln aussahen.

»Willst du zu Fuß gehen?« fragte Suko. Er saß schon im Wagen und hatte seinen Kopf aus dem Fenster gestreckt.

»Nein, ich komme.«

»Was gab es da denn so Interessantes zu sehen?« Ich hörte seine Frage, als ich neben ihm saß.

»Nur ein Dorf.«

Suko startete. »Und?«

»Wenn mich nicht alles täuscht, müßte es von dort aus nicht mehr weit bis zur Burg sein.«

»Wenn du recht hast, erreichen wir sie noch vor dem Anbruch der Dunkelheit.«

»Das will ich doch hoffen.«

Als wären meine Worte so etwas wie ein Aufputschmittel gewesen, beschleunigte Suko, als hätte er den Rundkurs von Monte Carlo vor sich. Nach der zweiten Kurve mußte er bremsen, denn der auf der Straßenmitte gehende Esel störte sich nicht um unseren Wagen. Er trottete weiter, begleitet von zwei alten Männern, die den Rücken des Esels mit Körben bedeckt hatten, in denen Gemüse steckte. Erst als die Schwanzspitze des Tieres fast gegen unsere Kühlerhaube klatschte, wurde der Esel nach rechts gezogen, so daß wir an ihm vorbeikonnten.

»Damit mußt du hier rechnen«, sagte ich.

»Deshalb fahre ich auch vorsichtig.«

Die Sicht nach vorn war klar. Hinter uns allerdings quoll eine Staubwolke hoch, die der uns folgende Esel zu schlucken bekam. Manchmal, wenn die Straße breiter wurde und wir an den Hängen und Felsen vorbeischauen konnten, glitt unser Blick hinein in das weite Gelände mit seinen Tälern, kleinen Orten, Bergen und auch Schluchten. Es wurde wieder eng, als uns zwei Wagen entgegenkamen. Einer davon war ein LKW, ein Bauwagen. Der Fahrer hupte und drückte uns rechts fast an die Wand. Die auf der Ladefläche sitzenden Bauarbeiter hatten ihren Spaß, als sie uns nachlachten.

Nach der nächsten Kurve sahen wir den Ort. Ein kleines, verstaubt wirkendes Dorf, das die Zeit vergessen zu haben schien. Die Mittagspause lag allerdings schon einige Zeit zurück, deshalb herrschte verhältnismäßig reger Betrieb.

Und so klein, wie er aus der Ferne ausgesehen hatte, war der Ort auch nicht. Er besaß ungefähr in der Mitte einen Platz, der als Treffpunkt der Dorfbewohner diente.

So etwas findet man in südlichen Ländern oft, auch in den großen Städten, aber dort sitzen dann Männer und Frauen gemeinsam. Hier sahen wir nur Männer. Von Halbwüchsigen bis hin zu Greisen, die ihre gekrümmten Hände auf Knotenstöcke stützten und unserem Wagen unter den Schirmen der Mützen hinweg nachschauten. Suko fuhr einen Halbkreis und parkte auf dem Platz. Wenn ich der Karte Glauben schenkte, waren wir von Neapel aus in einem Bogen nach Südwesten gefahren und mußten uns nicht mehr weit von der Küste entfernt befinden.

Vom Platz zweigten Gassen und Treppen ab, die zu den höher gelegenen Häusern führten. Dort wollten wir nicht hin. Wenn man in einem italienischen Dorf etwas erfahren kann, dann auf dem Marktplatz. Zwei Lokale entdeckten wir ebenfalls. Aus dem letzten trat ein junger Mann und schleppte ein mit Getränken vollgestelltes Tablett. Wein und Wasser waren reichlich vertreten.

Da wir ihm praktisch in den Weg liefen, bot er uns ebenfalls ein Glas an. Wir nahmen ein Wein-Wasser-Gemisch, Suko zahlte, wir tranken. Das Gemisch aus Wasser und Wein, das aussah wie verdünntes Blut, schmeckte hervorragend und löschte auch den ersten Durst. Mit den halbvollen Gläsern in den Händen schlenderten wir dort hin, wo die Alten saßen. Die Jüngeren hatten andere Plätze eingenommen. Sie diskutierten über Motorräder und Mädchen.

Wer das Glück hatte, einen Feuerstuhl sein eigen nennen zu können, hockte natürlich lässig im Sattel und nicht auf dem warmen Stein des

Brunnenrandes, wo wir unsere Plätze fanden.

Man schaute uns an, nickte grüßend, sprach aber nicht, das überließen die Einheimischen uns.

Hier hatte man Zeit, wir dafür weniger, aber wir hielten uns an die Spielregeln, sprachen über das Wetter und erfuhren, daß es für Mai auch hier zu warm war.

Man redete von einem heißen Sommer, wo alles verbrennen würde. Ich kam allmählich zum Kern unseres Besuchs, allerdings auf Umwegen und redeten davon, daß uns alte, italienische Schlösser so faszinierten, daß wir einen Bericht darüber schreiben wollten.

»Und das drückt jemand?« fragte uns ein Mann mit Schiebermütze. Er trug einen uralten, unmodernen Anzug mit feinen weißen Streifen und unter der Jacke nur ein Unterhemd.

»Ja, es gibt da Zeitungen.«

»Hier in Italien?«

»Auch.«

»Wir lesen hier nur etwas über Sport. Die Azurri müssen wieder Weltmeister werden.«

»Vielleicht. Bis dahin wollen wir unseren Bericht auch fertig haben. Man erzählte uns, daß es auch hier in der Nähe ein altes Schloß oder eine alte Burg geben sollte.«

Der Mann schüttelte den Kopf. Als der junge Mann mit einem erneut gefüllten Tablett vorbeikam, bestellte ich eine Runde. Man nahm die Getränke gern an. Nachdem wir uns zugeprostet hatten, sagte ich mein Sprüchlein noch einmal auf, und jetzt bekam ich eine Reaktion. Aus dem Hintergrund hörte ich eine Stimme.

»Er meint das Schloß der Fulgeras.«

»Richtig.«

Der Alte neben mir brummte unwillig. »Über dieses Schloß redet man nicht, Signores.«

»Weshalb nicht?« fragte Suko, der nicht so gut italienisch sprach

wie ich und sich deshalb ein wenig zurückhielt.

»Das Schloß ist verflucht.«

Ich lachte leise. »Wir kommen aus England. Da gibt es zahlreiche Burgen und Schlösser, in denen es spuken soll. Wir haben sie besucht und noch keinen Geist gesehen.«

»Es ist auch kein Geist.«

»Was dann?«

»Man geht einfach nicht hinein.«

»Wird es noch bewohnt?« Ich ließ nicht locker.

Die Antwort bestand aus einem Schulterzucken. Ich wiederholte die Frage, diesmal lauter, in der Hoffnung, daß mir jemand Antwort geben würde.

»Ja, manchmal«, erklang eine Stimme. Den Sprecher sah ich nicht. Deshalb erhob ich mich und schaute über die Köpfe der Männer hinweg. Gesprochen hatte einer der Jugendlichen. Es war ein Bursche, der stolz wie Oskar auf dem Sattel seiner Maschine hockte und das Gesicht zu einem breiten Grinsen verzogen hatte.

Ich schlenderte zu ihm hin, während Suko bei den älteren Dorfbewohnern blieb. »Was heißt das denn?«

»Mal sind da welche, dann wieder nicht.«

»Und das wissen Sie genau?«

Der junge Mann nickte heftig. Er hatte dunkles Haar, das wie Wildwuchs in die Stirn fiel. »Bei unseren Touren haben wir hin und wieder Licht hinter den Fenstern gesehen.«

»Auch Bewohner?«

»Nein, das konnten wir nicht feststellen. Aber wenn Licht gebrannt hat, sind bestimmt welche da gewesen.«

»Die haben doch keine Elektrizität!« rief ein anderer dazwischen.

»Aber Kerzen.«

Ich wollte keinen Streit unter den Dorfbewohnern und fragte den jungen Mann, ob er Lust hatte, mit uns hoch zum Schloß zu fahren.

»Mit der Maschine?«

»Ja. Du brauchst es auch nicht umsonst zu tun.«

»Ich will kein Geld, Signore. Das ist für mich spannend genug.«

»Okay.« Ich schlug ihm auf die Schulter. »Mein Name ist übrigens John. Wie heißt du?«

»Benito.«

»Alles klar.«

Suko kam herbeigeschlendert. Auch er wurde von mir vorgestellt.

»Wann können wir fahren?«

Benito gab die Antwort. »Meinetwegen jetzt.«

»Gut.« Ich nickte. »Wie weit ist es noch?«

»Es dauert nicht lange, das haben wir schnell hinter uns gebracht, wenn ihr mithalten könnt.«

»Nicht so gut wie du auf deinem Feuerstuhl.«

In seinen Augen glänzte der Stolz. »Ich werde mich schon zusammenreißen.«

Als wir zum Wagen gingen, startete er bereits und ließ den Motor laufen. Die älteren Männer schauten uns an, als wären wir zwei Kandidaten, die zur Hinrichtung schritten. Einige von ihnen schlügen sogar Kreuzeichen. So wünschten sie uns Glück. Bis zum Dorfende mußten wir noch einige Kurven fahren. Die Straße wurde dabei sehr eng, manchmal standen die Häuser versetzt, so daß wir nur haarscharf an ihnen vorbeijagten.

Gegenverkehr herrschte nicht. Wer von der anderen Seite ins Dorf hineinwollte, war allein durch den Krach der Maschine gewarnt. Die Echos hämmerten und dröhnten zwischen den Hauswänden. Voll fuhr Benito nicht aus, aber er hängte uns dank seiner besseren Kurventechnik ab, war aber so fair und fuhr anschließend langsamer. Er glitt in die Schatten hinein, die von den Felsen auf die Fahrbahn geworfen wurden und dort bizarre Muster hinterließen. Das lag am Sonnenuntergang. Gerade in den Bergen wurde es schnell dunkel.

Viel höher hinauf ging es nicht mehr. Nur wurde die Fahrbahn noch schlechter, denn in dieser einsamen Lage hatte niemand etwas daran getan. Benito konnte auf seinem Feuerstuhl den größten Steinen und Hindernissen besser ausweichen, wir hüpften hin und wieder darüber hinweg, was dem Leihfiat nicht eben bekam.

Die Natur hatte hier gewaltige Kapriolen geschlagen. Zwar wuchsen keine Bäume und Sträucher, aber das Felsgestein sah an einigen Stellen so aus, als wäre es von Menschenhand erschaffen worden. Man konnte aus der Formation menschliche Figuren erkennen und manchmal sogar monströse Wesen, wenn man viel Phantasie besaß.

Benito war wieder unseren Blicken entchwunden. Da wir das Dröhnen seines Feuerstuhls nicht mehr hörten, rechneten wir damit, daß er an einem bestimmten Ort auf uns warten würde.

Dem war auch so.

Nach der nächsten Rechtskurve sahen wir ihn. Er hatte seine Kawasaki aufgebockt, den Helm abgenommen und stand in einer lässigen Haltung rauchend neben den Maschine. Ich stoppe im Schatten der Felswand. Die Straße führte noch weiter, die Burg sahen wir nicht, nur hohe Felsen und, weiter entfernt, einen mit Geröll beladenen Hang, auf den die schon fast waagerecht stehenden Strahlen der Sonne einen goldenen Schimmer gelegt hatten.

»Sind wir da?« fragte ich.

Benito nickte.

»Und wo?«

»Der Straße dürft ihr nicht mehr folgen. Sie führt über den Berg hinweg.«

Er deutete nach links. »Das Schloß liegt dort, wo die Klippen beginnen.«

»Und dort müssen wir zu Fuß hin?«

»Klar doch.«

»Existiert ein Weg.«

Er legte seine Hände fest zusammen. »Der ist verdammt schmal. Ihr werdet euch anstrengen müssen.«

Ich grinste schief. »Das glaube ich auch.«

Meine Gedanken kehrten noch einmal nach Paris zurück. Wir waren so lange dort geblieben, um die Meldungen der Suchtrupps abzuwarten. Hubschrauber kreisten über der ungefähren Absturzstelle, fanden aber keine lebenden Personen mehr.

Die See ist eben tief und schweigsam...

»Ich könnte euch noch führen«, sagte Benito. »Das sieht hier zwar alles ziemlich dicht aus, aber ihr werdet euch wundern, wenn wir den Pfad hinter uns haben.«

»Los denn.«

Er ging vor. Einige Meter liefen wir noch auf der Straße entlang im Schatten einer Felswand und spürten auch die Hitze, die das Gestein abstrahlte.

Die Lücke hätte ich fast übersehen, aber Benito quetschte sich hinein. Auch für Suko und mich wurde es eng, später nahm der Weg an Breite zu, aber noch immer mußten wir hintereinander gehen. Wir kamen uns vor wie in einem Canyon. Der Boden war mit Geröll bedeckt. Bei jedem Atemzug drang stickige Luft in unsere Lungen. Zwischen den Wänden nistete die Düsternis. Für mich war sie irgendwie ein Hinweis auf das Kommende.

Der Schweiß rann in Strömen über die Gesichter. Von der Frische des nahen Meers oder einem etwas kühlen Wind war hier zwischen den Felsen nichts zu spüren.

Kaum hatten wir uns an die enge Umgebung gewöhnt, da erreichten wir bereits das Ende des Wegs. Für einen Moment schloß ich die Augen, hörte Suko neben mir etwas murmeln und schaute nach vorn, wo sich der Hang in die Höhe zog.

Ein grauer, breiter Streifen, überlagert von einer dünnen Schicht

aus ebenfalls grauem Staub, der dort aufhörte, wo am Ende des Hangs das Schloß in die Höhe wuchs.

Das genau hatten wir gesucht!

Es wirkte wie ein unheimliches Gemälde, für das der Maler nur düstere Farben verwendet hatte, graue, schwarze, violette. Auf seinen zwei eckigen Türmen und den höheren Mauern lag noch der fahle Glanz der allmählich versinkenden Sonne.

Aber auch er konnte dem Schloß in den Bergen keinen freundlicheren Touch verleihen. Es hatte sich dieser grauen, aschehaften Umgebung angepaßt. An einem anderen Platz hätte ich es mir auch kaum vorstellen können.

»Das ist der Sitz der Fulgeras«, erklärte Benito.

Suko sprach aus, was ich dachte. »Ein ideales Vampirschloß. Einsam und düster.«

Benito hatte ihn nicht verstanden. Nur das Wort Vampir. Er wurde plötzlich aufgeregt. »Glauben Sie an Vampire?« fragte er mich.

»Manchmal.«

»Sollen die Fulgeras etwa Vampire gewesen sein?«

Ich gab ihm keine Antwort. Nach wenigen Schritten hatte ich den Hang erreicht. Auch hier stand ich auf grauem, porösem Lava-Gestein. Vergeblich hielt ich nach einem Weg Ausschau. Wenn wir das Schloß betreten wollten, mußten wir über den normalen Hang gehen. Auch Suko und Benito kamen zu mir. Die Luft stand. Der Wind wurde von den Felsen abgehalten. Er wehte nicht einmal über den Hang. Wo die Sonne nicht hindrang, verdichteten sich die Schatten zu großen, schwarzblauen Inseln.

»Wollt ihr das Schloß tatsächlich betreten?« fragte uns der junge Italiener.

»Das hatten wir vor.«

»Ich gehe nicht mit.«

»Mehr ist über das Schloß und seine Besitzer wohl nicht bekannt?«

fragte ich.

»Nein, das liegt zu lange zurück.«

»Aber die Menschen haben noch Angst.«

»Natürlich. Schauen Sie sich das Gemäuer mal an. Wenn man oben ist, soll man das Meer sehen können. Niemand wollte es haben, ab und zu sahen Wanderer Lichtschimmer, aber das wissen Sie schon.«

»Wir sollten nicht so lange warten, John«, meinte Suko. »Laß uns hingehen.«

Der Ansicht war ich auch. Benito zog sich zurück. Er versprach, auf uns zu warten. Hastig und stolpernd tauchte er wieder in den engen Weg zwischen den rauhen Felsen ein.

Wir aber schritten los.

Es war eine Quälerei, über das Gestein zu laufen. An einigen Stellen hatte es sich gelockert, so daß sich bei unseren Schritten handgroße Brocken lösten und auf die Strecke zurückrollten. Der Staub klebte nicht nur auf unserer Kleidung, er setzte sich auch auf den Lippen fest und drang in Nase, Hals und Lungen. Wenn ich schluckte, spürte ich ihn auch im Hals.

Der Hang war eingehüllt von langen blaugrauen Schatten. Wir liefen über eine halbe Stunde. Manchmal hatten wir das Gefühl, als würden wir uns unserem Ziel kaum nähern.

Die Steigung blieb auch nicht gleich. Nach der Hälfte der Strecke stieg sie an. Unsere Schritte wurden langsamer, wir atmeten heftiger und schluckten auch mehr Staub.

Einen direkten Eingang entdeckten wir nicht. Wenn wir das Schloß betreten wollten, mußten wir über die Mauer klettern, was bestimmt nicht einfach sein würde.

Wir hatten nicht mehr auf die Uhr geschaut, aber als wir endlich die Mauer des düsteren Schlosses erreichten, war die Sonne bereits so weit gesunken, daß nichts mehr von ihren Strahlen erfaßt wurde. Dämmerung hüllte uns ein. Und weit über uns befand sich ein grauer

Himmel, der nur mehr an einigen Stellen einen hellgrauen Streifen zeigte. Ob man unsere Ankunft vom Schloß aus bemerkt hatte und ob sich überhaupt jemand hinter den düsteren Mauern aufhielt, war nicht feststellbar gewesen. Der Hang endete nicht direkt an der Schloßmauer. Zwischen ihm und ihr existierte ein schmaler Pfad, den wir von unten nicht hatten sehen können. Jetzt schritten wir ihn entlang, parallel zur Mauer, und suchten nach einem günstigen Aufstieg. Glatt war die Mauer nicht. Ein Haken wäre natürlich besser gewesen. Da wir ihn nicht bei uns trugen, mußten wir es ohne versuchen. Auch uns war das Glück hold. Als wir einen der beiden Türme erreichten, sahen wir in seinem Mauerwerk auch den Umriß einer Tür. Suko schaute sich sofort das Schloß an.

»Alt, rostig, aber zu knacken!« kommentierte er. »Dann mach es.«

Er brauchte es nicht, denn wir konnten die Tür aufschieben, und so standen wir sehr bald im Innenhof.

Er war größer, als wir vermutet hatten. Die zahlreichen Gebäude machten einen verfallenen Eindruck. Man sah ihnen an, daß sie nicht mehr bewohnt wurden.

Nirgendwo brannte Licht.

Man konnte tatsächlich den Eindruck bekommen, sich auf dem Hof eines düsteren Spukschlosses zu befinden. Hier wehte uns eine bestimmte Aura entgegen, eine Atmosphäre, für die ich das Wort eisig fand, aber trotzdem den Kern nicht traf.

Sie war unheimlich, dämonisch und kalt.

»Wohin?«

Suko hatte gewispert, ich gab die Antwort ebenso leise. »Auf keinen Fall will ich, daß man uns bemerkt. Wir müssen ungesehen hineinkommen. Da eignet sich am besten die neben uns liegende Treppe.«

»Daran hatte ich auch gedacht.«

Sie führte hoch zu einer Galerie, die, parallel mit der Mauer, um

den Innenhof des Schlosses lief.

Noch etwas hatte sich verändert. Wir hörten die Nähe des Meeres. Wenn Wellen gegen das Ufer rollen, haben sie einen bestimmten Klang. Er war überall gleich. Auch hier vernahmen wir das Rauschen, das für mich vergleichbar war mit einer Musik aus der Ewigkeit. Wir waren vorsichtig, als wir die Stufen hochstiegen. Eine alte Treppe kann leicht zusammenkrachen. Unter den Steinen wollte keiner von uns begraben werden.

Es klappte alles.

Auf der Galerie hätten wir bei Tageslicht einen guten Überblick gehabt, so aber konzentrierten wir uns auf den schmalen Weg und gingen dorthin, wo er in einen kleinen Turm mündete.

Mit der rechten Hand drückte ich die Tür auf. Über uns huschten Schatten hinweg. Schwarze Vögel, die wie Todesboten durch die Luft segelten und ein böses Omen verbreiteten.

Eine unangenehme Kühle wehte uns entgegen. Das alte Gemäuer schien den Hauch des Todes in seinen Steine festgehalten zu haben. Wie ein Windzug bewegte sich die Kälte an unseren Gesichtern vorbei. Sie trocknete auch einen Teil des Schweißes auf unserer Stirn. Fast jeder Turm besitzt eine Wendeltreppe. Auch dieser. Allerdings endete die Treppe sehr schnell vor einer schmalen Tür. Sie war für uns kein Hindernis.

Wir waren sehr vorsichtig geworden, als wir die Tür aufdrückten und uns durch die Lücke schoben. Der Gang dahinter erinnerte uns an einen kurzen Tunnel. Er war stockfinster. Wir sahen uns gezwungen, die Lampen einzuschalten, deckten die hellen Lichtbahnen allerdings mit den Händen ab.

Zwei Treppenabsätze führten in die Tiefe. Als wir sie überwunden hatten, mußten wir abermals vor einer Tür stoppen. Ich brachte meine Lippen dicht an Sukos Ohr. »Allmählich müßten wir das Ziel erreicht haben.«

»Was suchst du denn?«

»Das gleiche wie du.«

Ich sah Sukos grinsendes Gesicht verschwinden, als ich die Lampe zur Seite bewegte. Die Klinke sah blank und abgewetzt aus. Ein Zeichen, daß sie des öfteren in letzter Zeit benutzt worden war. Demnach schien das Schloß bewohnt zu sein.

Behutsam schob ich die Tür nach außen. Ich wollte jedes überflüssige Geräusch vermeiden und hatte genau richtig gehandelt, denn kaum war der Spalt entstanden, als er auch schon von einem rotgelben, unruhigen Licht erfüllt wurde.

Fackelschein...

Ich irrte mich. Es waren keine Fackeln, sondern mehrere Kerzen, die leuchteten. Sie standen in eisernen Haltern, die an den beiden Gangwänden ihren Platz gefunden hatten, zwischen den Türen. Sie lagen versteckt in kleinen Nischen, und über ihre Oberfläche huschte geisterhaft der Widerschein des Kerzenlichts.

Unsere Schritte wurden von einem abgewetzten, grauem Teppich gedämpft, der teilweise nur aus Fransen bestand. Überhaupt wirkte das Innere des Schlosses schmutzig und staubig. Wenn man genau hinschaute, bewegten sich glitzernd unter der Decke die dünnen Fäden zahlreicher Spinnweben, die vom Luftzug getroffen wurden. Zwar war es im Schloß ruhig, dennoch fühlten Suko und ich, daß wir nicht allein waren.

Da tat sich etwas.

Wir schauten gegen die Türen, dann auch den Gang hinunter, hörten plötzlich Stimmen und auch die gellenden Schreie. Woher sie kamen, wußten wir nicht. Aber wer so schrie, der mußte die Qualen der Hölle erleben...

Sie hätte schreien, weinen, sich übergeben und weglaufen können. Nichts davon tat sie. Statt dessen hockte sie in dem durchgesessenen

Sessel, hatte die Beine von sich gestreckt und war froh, daß sie noch lebte, ohne es allerdings begreifen zu können.

Elke Sander war am Ende ihrer Nervenkraft. Sie stierte gegen die Decke, wo sich die Lichtkreise der beiden brennenden Kerzen abmalten, ohne sie recht zu sehen. Sie spürte, wie das Blut durch ihre Adern wallte, in ihrem Kopf rauschte und in den Ohren ein dumpfes Brausen hinterließ. Die Reise hierher war für sie unbegreiflich gewesen. Sie kam ihr vor wie ein böser Alptraum, aus dem sie jetzt erwacht war und noch immer darüber nachdachte, wo sie sich befand.

Hatte sie vielleicht als einzige überlebt? Der Gedanke war schrecklich. Er trieb ihren Herzschlag zu einem schnelleren Rhythmus an. Über ihre Lippen floß der Name ihres Mannes als flüsternde Frage.

»Hans...?«

Sie bekam keine Antwort. So lauschte Elke dem Klang ihrer eigenen Stimme, bevor sie es noch einmal versuchte und wieder fragte.

»Ich bin hier!«

Die Stimme klang nicht sehr laut, anders als sonst, aber es war die ihres Gatten. »Wo steckst du?«

»Bei dir im Zimmer.«

Zum erstenmal richtete sich Elke Sander auf. Sie schaute sich in dem geräumigen Schloßzimmer um.

Schatten und Licht wechselten sich in zuckenden Intervallen ab und glitten lautlos über die Einrichtungen. Die alten Bilder, die Kommoden, den ovalen Tisch und dem Stuhl dahinter, auf dem eine Gestalt saß. Sie hockte im Dunkeln. Elke konnte sie nicht genau erkennen, aber sie erinnerte sich, wer gesprochen hatte.

»Hans?«

»Ja.«

»Weshalb sitzt du da? Warum kommst du nicht zu mir?«

»Gleich, meine Liebe, gleich.«

Elke atmete aus. »Sind wir die einzigen, die man gerettet hat?« wollte sie wissen.

»Nein, alle haben es überstanden.«

Die Frau wollte es es nicht glauben. Sie schluckte ein paarmal und erkundigte sich mit rauher Stimme: »Tatsächlich alle Passagiere?«

»Ja.«

Sie lachte auf, wischte über ihr Gesicht und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das gibt es nicht. Das ist unmöglich. Ich... ich kann es einfach nicht fassen.«

»Wir hatten einen guten Piloten.«

Intervall weise kehrte bei Elke die Erinnerung zurück. »Du warst im Cockpit, Hans?«

»Sicher. Ich habe alles hautnah mitbekommen. Er ist wirklich außergewöhnlich. Noch nie in meinem Leben habe ich eine so außergewöhnliche Person kennengelernt. Für mich ist der Graf einmalig. Ich... ich schwärme direkt für ihn.«

»Dann hat er uns zum zweiten Mal das Leben gerettet!« stellte Elke mit schwacher Stimme fest.

»So ist es.«

Die Frau überlegte einen Moment. Sie hatte den Kopf auf die Lehne gelegt, die Augen verdreht und schaute an die Decke. »Aber wie geht es jetzt weiter?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Hat er nicht von einer Party gesprochen?«

Das folgende Lachen des Mannes klang in ihren Ohren wissend und unangenehm zugleich. »Ja, das hat er«, hörte sie auch die Antwort.

»Es wird eine wunderbare Party geben.«

»Dann weißt du mehr als ich.«

»Natürlich. Er hat mich eingeweiht.«

»Worin?«

Sie bekam keine Erwiderung, stellte aber fest, daß ihr Mann aufstand. Er hielt sich noch im Schatten. Viel war von seinem Gesicht nicht zu erkennen. Elke sah ihn nur gehen, und dabei fiel ihr auf, daß er nicht mehr so lief wie sonst. Er war stolz auf seinen aktiven Gang gewesen, denn Hans Sander gehörte zu den Erfolgstypen, die dies auch äußerlich dokumentierten.

Wie anders ging er jetzt. So vorsichtig, als hätte er Angst, über seine eigenen Beine zu fallen.

Elke wäre am liebsten aufgestanden und zu ihm hingegangen, aber sie fühlte sich einfach zu schwach. »Was... was ist mit dir?« fragte sie leise.

»Nichts«, erwiderte er leise lachend. »Mir geht es gut. Sogar ausgezeichnet.«

»Nein, du bist anders.«

»Wirklich?« Mit einem letzten großen Schritt überwand er die trennende Distanz.

Er blieb vor ihr stehen. Der Kerzenschein tanzte über sein Gesicht. Obwohl er es durch seine Schatten verzerrte, hatte die Frau das Gefühl, einem Fremden gegenüberzustehen. Die Haut war bleich geworden, die Augen waren weiter geöffnet, alles an Hans wirkte unnatürlich, als wäre er sein eigener Schatten.

Sie streckte den Arm aus. »Komm her.«

Er blieb stehen, legte aber seine Finger auf ihren Handteller, und sie zuckte vor der Berührung zurück, weil sie die Kälte spürte, die von den Kuppen ausging.

»Frierst du?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Nein, mir geht es gut.«

»Aber deine Hand ist so kalt.« Elke fror selbst. »Ich bin eben ein anderer geworden.«

»Wieso?«

Er schwieg, als er sich vorbeugte und seiner Frau näher kam.
»Schau mich an, Elke, schau mich genau an. Du kannst mich sehen, du erkennst jede Falte in der Haut. Wir waren sehr lange zusammen, viel zu lange...«

»Was soll das?«

Er grinste. Dabei zog er die Lippen weit zurück und schob sie auch nach oben. Zu beiden Seiten des Oberkiefers stachen zwei lange Zähne hervor. Vampirhauer.

Elke sah sie. Auf einmal versteifte sich die Frau. Sie wollte aufstehen, aber da war die rechte Hand ihres Mannes, die sich auf ihre Schulter legte und sie wieder zurückdrückte. »Nein, Elke, du tust, was ich dir sage.«

Sie hörte die Worte, aber sie nahm sie nicht auf. Ihr Blick blieb an dem Gesicht hängen, und da waren es besonders die beiden Zähne, die aus dem Maul stachen.

Zwei spitze Hauer.

Vampirzähne...

Hinzu kam das bleiche Gesicht, die fanatischen Augen und die Kälte seiner Haut. Das war nicht mehr ihr Mann.

»Hans!« keuchte sie. »Hans, du bist... mein Gott, du bist ja ein Vampir! Du bist...«

Sie wollte schreien, aber Sander holte aus und schlug ihr seine rechte Hand gegen die Wange.

Elke wurde zur Seite geworfen. Der Schlag brannte auf ihrer Wange, die einen roten Farbton bekam. Plötzlich hatte sie das Gefühl, überhaupt nicht mehr sie selbst zu sein, denn auch ihr Mann war ein anderer geworden. In ihm steckte eine andere Persönlichkeit, eine Unperson, wie sie es bezeichnete.

Er aber freute sich. Das Gesicht wirkte wie herausgeschnitten und wurde durch das Grinsen noch mehr verzerrt. Dabei leuchteten seine Blutzähne wie kleine, gelb angestrichenen Dolche, über die hin und

wieder der Widerschein der Kerzen glitt.

Seine Hände faßten in ihr Haar.

Elke spürte die Schmerzen, als die Haare zusammengezogen wurden.

»Was... was tust du?«

Er zog sie schweigend hoch.

Sie wehrte sich, schlug nach ihm, er schleuderte sie wieder in den Sessel und nahm die Faust.

Plötzlich stöhnte sie auf und preßte ihre Hand gegen die Lippen.

»Nein!« hörte sie ihn keuchen. »Du bist für ihn, nicht für mich. Du wirst sein erstes Opfer sein, ich habe es ihm versprochen. Dein Blut wird ihm munden, das schwöre ich dir.« Wieder riß er sie brutal hoch, und diesmal wehrte Elke sich nicht. Sie ließ es mit sich geschehen, daß er sie aus dem Sessel zog und auf die Tür zuschleifte, die er mit einer Hand öffnete. Mit der anderen hielt er seine Frau fest.

»Blut für ihn!« flüsterte er. »Blut für Damiano Fulgera. Er wartet darauf. Ich habe ihm versprochen, dich zu ihm zu bringen, und dieses Versprechen halte ich.«

Sie befand sich bereits auf dem Gang, von dem die einzelnen Räume abzweigten.

Elke Sander war am Ende. Sie konnte sich nicht mehr wehren, auch wenn sie es gewollt hätte. Die völlig neuen Voraussetzungen waren für sie einfach nicht zu verkraften.

Sein Ziel war das Ende des Ganges. Es gab nur einen. Er war als Galerie gebaut, die sich als Rechteck um den eigentlichen Wohnsaal des Schlosses in einer gewissen Höhe herumzog.

Treppen existierten nicht mehr. Von der Galerie aus konnte man in den großen Schloßsaal hineinschauen.

Vor dem Geländer blieben sie stehen. Elke merkte kaum, daß sie gegen das Holz gepreßt wurde.

Unten brannten die Fackeln und verströmten ein so düsteres Licht, daß der Saal wie eine gewaltige Gruft oder eine furchterregende Arena wirkte. Ein Mann bewegte sich darin.

Damiano Fulgera!

Zu vergleichen war er mit einem Schattentänzer. Jede seiner Bewegungen wirkte wie einstudiert. Manchmal, wenn er zur Seite ging und die Lichtkreise erreichte, schlich er an deren Rand weiter, schaute auch zur Galerie hoch, und die dort Stehenden konnten erkennen, daß sich auf seiner Haut etwas abmalte.

Ein Muster...

Es besaß Ähnlichkeit mit einem Gitter, nur verliefen die Streifen den Körpern gemäß, waren nicht gerade, sondern bildeten Erhebungen und Vertiefungen.

Als Fulgera stehenblieb, hatte er genau den Punkt erreicht, von dem aus er in einer schrägen Linie hoch zur Galerie schauen konnte. Zudem stand er dort, wo sich der Schein der Fackeln traf und eine helle Insel bildete. Fulgera trug zwar noch dieselbe Kleidung wie im Flugzeug, trotzdem sah er anders aus. Über seine Schulter hatte er sich einen schwarzen Umhang gestreift.

»Damiano!« Die Stimme des Mannes schallte in die Arena hinab.
»Hier ist sie!«

Der Vampir hob seinen Kopf an. Die auf der Galerie Stehenden konnten in sein Gesicht schauen, und Elke Sander, die einen lichten Moment hatte, erkannte auch die beiden Zähne, die aus dem Oberkiefer des Blutsaugers wuchsen.

Sie begann zu jammern und zitterte plötzlich, als sie den Druck der beiden Hände an ihrer Hüfte spürte.

Ihr Mann hielt sie fest.

»Du weißt, was du zu tun hast?« fragte der Vampir.

»Ja, ich werfe sie dir hinunter.«

»Dann los.«

»Aaaahhhh!« Trompetenartig schrie die Frau. Erst jetzt war ihr die gesamte Tragweite des Entschlusses zu Bewußtsein gekommen. Sie sollte dem Vampir geopfert werden, damit er ihr das Blut aussaugen konnte.

Mit beiden Händen klammerte sie sich am Handlauf fest. Sie kämpfte um ihr Leben, aber Hans war nicht mehr ihr Mann. Er hatte sich zu einer Bestie verändert, lebte noch, obwohl er tot war, und seine Kräfte überstiegen die eines Menschen. Mit einem heftigen Ruck stemmte er sie hoch. Ihre Hände konnten dem Druck nichts mehr entgegensetzen, zudem hatte sie den Kontakt mit dem Boden verloren, ein Arm umklammerte ihre Hüfte, sie hörte das Lachen ihres Gatten, das so unmenschlich klang, und spürte unter sich das Holz des Geländers.

Dann nichts mehr. Sie fiel.

Und sie schrie vor Angst, bis sie plötzlich und noch ziemlich hoch über dem Boden von einem dünnen, kaum erkennbaren Netz aufgefangen wurde, durch dessen Maschen sie in die Tiefe und auf den Vampir schauen konnte, der zu ihr hochstarrte.

Er lachte.

Böse und gemein klingend schallte es ihr entgegen. Sogar die Gier in seinen Augen glaubte sie erkennen zu können. Diese Sucht nach Menschenblut. Er stand direkt unter ihr, sank plötzlich in die Knie wie ein Künstler, der sich vor seinem Publikum verbeugt. Dabei faltete er den Mantel über seinem Kopf zusammen und blieb in dieser Haltung. Elke Sander hatte sich wieder etwas beruhigt. Sie zitterte noch, weil das Netz nur allmählich ausschwang. Vorsichtig drehte sie sich zur Seite und hob den Kopf etwas an.

Viel zu weit über sich sah sie die Galerie. Dort stand ihr Mann, der sie genau beobachtete und auch tatenlos zuschauen würde, wenn der Vampir ihr Blut nahm.

Sie war die erste, die anderen würden folgen. Er hatte ihnen

zweimal das Leben gerettet, um sie in Sicherheit zu wiegen. Um so grausamer würde er es ihnen jetzt nehmen.

Auf dem Boden bewegte sich die Gestalt. Er war mit Steinen bedeckt. Der unruhige Fackelschein schuf an manchen Stellen glänzende Reflexe, die sogar golden schimmerten.

Vielleicht hätte ein Mann gekämpft, aber Elke fühlte sich einfach nicht in der Lage, gegen ihre Angst etwas zu unternehmen. Sie blieb auf dem Bauch liegen, bekam auch die Schwankungen des Netzes mit und hatte das Gefühl, einen mit Bleiklumpen ausgefüllten Magen zu besitzen. Aus dem Vampir wurde ein Schatten.

Elke Sander konnte den Schrei nicht unterdrücken, als sie vom Boden her das flatternde Etwas in die Höhe steigen sah. Die Gestalt wirkte wie ein Tuch, das jemand durch die Luft geschleudert hatte und sich immer mehr vergrößerte.

Es war kein Tuch.

Es war ein Tier.

Klein der Kopf, rot die Augen, weit aufgerissen die im Verhältnis zum Kopf viel zu große Schnauze mit den nadelspitzen Zähnen. Aus dem Mensch war ein Tier geworden.

Ein blutsaugendes Etwas - eine Fledermaus!

Kiki stieß ihre neue Freundin an. »Ich kann mir nicht helfen, Sandra, aber mir ist unheimlich.«

»Wieso?«

Kiki stand am Fenster und schaute in die Finsternis. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Man hat uns gerettet, ich finde es auch toll, aber ich habe das Gefühl, vom Regen in die Traufe geraten zu sein.«

Sandra Ceur mußte lachen. »Und das sagst ausgerechnet du, ein Mädchen aus New York, dem nichts fremd sein dürfte. Du bist doch aus der Szene, solltest dich vor nichts fürchten...«

»Rede doch keinen Unsinn, Sandra. Du weißt selbst, daß das alles

nur oberflächlich ist. Da wird viel gespielt, das geht nicht tiefer, aber auch wir haben Gefühle. Vor allen Dingen Angst, die tief sitzt und latent vorhanden ist.«

»Und jetzt steigt sie an die Oberfläche?«

»Ja, so ist es.«

Sandra verengte die Augen. Auch sie steckte inmitten einer Spannung. Noch immer war es ihr ein Rätsel, daß sie den Absturz überstanden hatten. Daß so schnell ein Boot zur Stelle gewesen war, hatte sie ebenfalls gewundert, und ihr war der Verdacht gekommen, daß es sich um ein abgekartetes Spiel gehandelt hatte. Dies waren ihre Gedanken gewesen, mit Kiki hatte sie darüber nicht geredet, um sie nicht zu verunsichern. Jetzt sah die Sache anders aus.

»Was macht dich so unsicher?«

Kiki drehte sich hastig um und schaute Sandra an. »Das ist alles nicht normal. Von dem Boot, das so schnell da war, mal ganz zu schweigen.«

In Sandras Nicken hinein redete sie weiter. »Schau dich doch nur mal um. Das hier ist nicht normal. Ein Schloß am Meer, okay, das lasse ich mir noch gefallen, aber nicht diese Einrichtung. Sie wirkt verstaubt, vermodert...«

»Das haben alte Schlösser nun mal so an sich.«

»Richtig, wenn sie nicht bewohnt sind. Hat unser edler Lebensretter nicht von einem Fest erzählt, das er geben wollte?«

»In Rom.«

»Und jetzt sind wir hier. Ich sage dir, Sandra, ein abgekartetes Spiel hätte man mit uns gar nicht treiben können.«

Sie schwieg, wartete auf Sandras Antwort. »Denkst du vielleicht an eine Falle?« fragte diese.

»Ja!«

»Ich auch!«

Kiki war überrascht. »Wieso du auch? Und weshalb hast du mit mir

darüber nie gesprochen?«

»Ich wollte erst deine Meinung hören und erfahren, ob ich mich nicht geirrt habe.«

»Das hast du wohl nicht.« Kiki ballte die Hände und stellte sich wieder an das Fenster. »Wir liegen verdammt hoch. In der Ferne sehe ich das Meer und den hellen Schaum der Brandung, aber ich kann mir einfach nicht helfen, ich fühle mich hier wie in einem gewaltigen Gefängnis. Das ist ein Kessel, dessen Innendruck sich von Minute zu Minute verstärkt. Furchtbar.«

»Was machen wir?«

Kiki lachte leise. »Eine gute Frage, Baby, eine verdammt gute. Wir müßten uns eigentlich mit den anderen in Verbindung setzen. Die halten sich doch bestimmt in den Nebenräumen auf.«

»Würden sie uns nicht auslachen, so wie sie sich im Flugzeug benommen haben?«

Kiki kam zu ihr. »Damit kannst du recht haben.« Ihr Blick wurde lauernd.

»Versuchen wir es dann auf eigene Faust?«

»Hast du ein gutes Gewissen dabei?«

»Das darf mich nicht kümmern.« Kikis Stimme wurde drängend. »Ich will hier raus, verdammt. Ich will einfach hier raus, das ist alles. Begreifst du das? Ich muß weg. Das ist eine Falle. Dieses Schloß ist mir unheimlich, wie auch dieser Kerl. Oder was hältst du von einem Damiano Fulgera?«

Sandra verzog die Lippen, aber es war kein Lächeln, eher ein Anzeichen von Bitternis. »Nichts, Kiki, ich halte nichts mehr von ihm. Ich verdanke ihm mein Leben. Er hat mir nur eine Visitenkarte hinterlassen. Maskiert trat er auf. Wir konnten höchstens von ihm schwärmen wie zwei Teenager von einem Filmstar. Das war auch alles. Wir haben ihn glorifiziert, er war für uns ein Übermensch, und jetzt sind wir wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt

worden.«

»Mehr noch, Sandra, mehr noch.« Kiki stand mit geballten Händen vor der Freundin. »Er wird uns jetzt die Rechnung präsentieren. In dieser verdammt Welt mit ihren kaputten Typen ist doch nichts umsonst. Wenn es tatsächlich mal so ist, kann man es nicht glauben. Nein, seine Rechnung leitet er ab zu dem Begriff Abrechnung.«

Sandra Ceur war überrascht. »Das hört sich aber verdammt endgültig an, Kiki.«

»Ist es auch.«

Sandra lachte falsch und sprach dabei. »Er wird uns doch nicht töten wollen?«

»Kannst du in seinen Kopf schauen?«

»Nein.«

»Eben. Er hat sich immer geheimnisvoll gegeben, ließ sich nie in seine Karten schauen und erging sich stets in Andeutungen. Ich sage dir was, Sandra, hier riecht es nicht nur, hier stinkt es auch. Und das bis zum Himmel.«

Sandra wollte nicht widersprechen.

Sie hatten ja ähnliche Gedanken beschäftigt, und Kiki drängte sie.

»Machen wir es gemeinsam, oder soll ich...?«

»Nein, nein, gemeinsam.«

»Dann komm.«

Sandra blieb noch. »Ohne die anderen?«

»Ja, zum Teufel. Ich will dieses verfluchte Zimmer verlassen. Ich hasse die alten, verstaubten Möbel. Sie sind mir auch unheimlich.«

Kiki ging zur Tür. Es war ihr plötzlich egal, ob Sandra mitkam oder nicht. Mit der Unterkante streifte die Tür über den alten Teppich, aber Kiki trat noch nicht hinaus auf den Gang. Sie blieb in der Türöffnung stehen.

»Was ist denn?« fragte Sandra.

»Da hat wohl jemand geschrien.«

Sandra näherte sich der Freundin. »Bist du dir da sicher?«

»Fast. Ich habe gute Ohren.«

»Und wo ist der Schrei aufgeklungen?«

»Im Schloß natürlich.«

Die beiden standen in der offenen Tür und dachten nach. Keiner wollte so recht mit einem Vorschlag herausrücken. Irgendwie fürchteten sie sich davor, etwas Falsches zu sagen.

»Keiner von uns kennt das Schloß!« wisperte Sandra. »Der Schrei kann überall aufgeflammt sein.«

»Ja, ja...«

»Was macht dich dann so nachdenklich?«

Kiki verzog das Gesicht. »Ich denke darüber nach, wer ihn ausgestoßen haben könnte. Da kommen doch eigentlich nur die anderen Geretteten in Frage. Die Sanders oder die Richmanns.«

»Meinst du?«

Kiki hob die Schultern. Sie hatte sich entschlossen, den Gang zu betreten. Der Kerzenschein störte sie nicht, dafür die langen Schatten, die von ihm produziert wurden und über den Boden glitten. Auch Kiki wurde in das Spiel aus Hell und Dunkel eingefangen. Sie hatte die dünnen Schreie deutlich vernommen. Jetzt waren sie verstummt. Weshalb? Hatte man den oder die Menschen ausgeschaltet? Sie drehte sich um.

Sandra stand noch an der Tür. Erst als Kiki winkte, betrat auch sie den Gang. »Komm, wir müssen auf die Treppe zulaufen. So etwas gibt es in jedem Schloß...«

»Wenn du meinst.«

So weit kamen sie nicht. Vor ihnen öffnete sich eine Tür. Die Mädchen zuckten zurück, Angst und Spannung hielten sie umklammert, ihre Haltungen waren steif geworden, sie schauten starr auf die Tür und hörten auch die vorsichtig gesetzten Schritte. Jemand kam... Wenige Sekunden später atmeten sie auf, denn es waren

Bekannte, die den Raum verließen. Die Richmanns.

Das Ehepaar hielt sich an den Händen gefaßt. Auch die beiden mußten etwas von der unheimlichen Atmosphäre spüren, die in dem alten Schloß herrschte. Die Mädchen hatten sie weder gehört noch gesehen. Es war Martina Richmann, die den Kopf drehte, die beiden Gestalten entdeckte und heftig erschrak. Fast hätte sie noch einen Schrei von sich gegeben.

Sandra legte die Finger auf ihre Lippen. Martina Richmann verstand und war ruhig.

Auch ihr Mann hatte sich gedreht. Er blickte den Mädchen in die Gesichter und hob die Schultern.

Kiki fragte leise: »Dann wissen Sie auch nicht Bescheid — oder?«
»Nein.«

»Haben Sie denn die Schreie gehört?«

»Wieso? Hat jemand geschrien?«

»Ja, ja.« Kiki nickte heftig. »Ich habe es deutlich genug gehört. Deshalb haben wir auch unser Zimmer verlassen. Wir wollten nachschauen, und wir dachten auch, daß Sie...«

»Nein, wir haben nichts getan. Uns wurde es nur langweilig. Außerdem keimte Mißtrauen hoch. Wir wissen nicht, was das alles zu bedeuten hat. Da läßt sich niemand sehen, wir sitzen in diesem verdammt Zimmer fest und haben keine Chance.«

»Stimmt leider.«

»Und was habt ihr vor?« fragte Frau Richmann.

»Wir wollen das Schloß verlassen.«

Martina warf ihrem Mann einen Blick zu. »Die Idee hatten wir doch auch, Jörg.«

»Ja, deshalb würde ich vorschlagen, daß wir uns gemeinsam auf den Weg machen. Mittlerweile habe ich das Gefühl, daß unser Lebensretter nicht so selbstlos gehandelt hat und auch nicht so nett ist, wie er sich immer gibt. Oder wie sehe ich das?«

»Wohl genau richtig.«

»Ich halte es mittlerweile sogar für ein abgekartetes Spiel«, erklärte Martina. »Alles, was damit zusammenhängt. Sogar unsere Rettung aus der Gondel. Der hat das nur getan, um uns in dieses verfluchte Schloß zu bekommen. Wir sitzen hier fest und kommen nicht mehr raus.«

Jedes Wort ihrer Unterhaltung hatte ihnen gutgetan und ihnen auch den nötigen Mut gegeben. Sie wollten endlich etwas aus eigener Initiative tun und nicht dem anderen das Handeln überlassen.

»Kennt eine von euch den Weg zum Ausgang?« Richmann erntete nur ein knappes Lachen.

»Wie denn?« fragte Sandra.

»Ich meinte nur.«

»Jedenfalls sollten wir zusammenbleiben«, schlug Kiki vor. »Keiner trennt sich vom anderen. Wenn wir so leise wie möglich sind, klappt das alles, wie ich meine.«

»Nichts dagegen.«

Da keiner von ihnen das Schloß genau kannte, war es auch egal, in welch eine Richtung sie gingen. Nach beiden Seiten hin war kein Ende des Ganges zu erkennen.

Nur das Licht der Kerzen schuf ein geheimnisvolles Halbdunkel und auch die tanzenden Schatten, die ihren Weg begleiteten. Ein jeder von ihnen war in einem Zimmer erwacht. Keiner hatte das Schloß bisher gesehen und auch durchmessen. Deshalb wunderten sie sich über die Größe.

Es blieb nicht bei dem einen Gang. Sie tauchten in anderen ein, stets umgeben von einem unruhigen Spiel aus Hell und Dunkel. Jemand, der die Kerzen angezündet hatte, mußte einen verflucht langen Weg hinter sich gehabt haben.

Bis die Frau plötzlich erschien.

Das geschah genau zu dem Zeitpunkt, als sie das Gefühl gehabt

hatten, den größten Teil der Strecke hinter sich zu haben. Jörg Riehmann hatte sich verpflichtet gefühlt, die Führung zu übernehmen. Er sah die Alte auch als erster.

Ein Weib, vor dem man sich erschrecken konnte. Faltig das Gesicht, die Haut erinnerte an trockenes uraltes Leder. Altersmäßig war die Frau schlecht einzuschätzen. Sie konnte sogar die Hundert erreicht haben. Wie eine Hexe stand sie vor ihnen. Leicht geduckt, einen bösen Blick in den Augen. Die Menschen erinnerten sich daran, daß sie gar nicht so fremd war, denn sie hatten sie schon mal gesehen. Und auch nicht im Traum, obwohl es ihnen so vorgekommen war, als man sie vom Flugzeug weg auf das Boot geschleift hatte.

Die Frau wirkte wie eine Tote, die irgendein Zauber am leben hielt. Zudem ging von ihr etwas aus, das die Menschen als furchtbar bezeichneten.

Es war eine gefährliche Aura, ein Odem aus dem Grab. Sie stand da, schaute die Menschen nur an und verzog die kaum erkennbaren Lippen zu einem Lächeln.

»Wo wollt ihr hin?« Die Stimme war nur mehr ein dünnes Krächzen.

Richmann faßte sich ein Herz. Hinter ihm standen die Frauen, denen der Anblick der Frau wohl stärker unter die Haut gefahren war. »Wir haben vorgehabt, den Schloßherrn zu suchen.«

»Weshalb?«

»Weil wir es leid sind. Wir wollen endlich wissen, wie dieses Spiel hier weitergeht.«

Die Frau nickte, bevor sie sagte: »Damiano ist mein lieber Sohn.«

Richmann lachte. »Das ist noch besser. Dann können Sie uns sicher zu ihm führen.«

»Ja.«

»Tun Sie das. Wir haben keine Lust, noch länger auf ihn zu warten.«

Auch unsere Geduld ist irgendwann einmal am Ende.«

»Hat er Ihnen nicht das Leben gerettet?«

»Natürlich. Aber das eine hat wohl nichts mit dem anderen zu tun. Für uns sind das zwei verschiedene Paar Schuhe. Erst verspricht er uns alles Mögliche, jetzt läßt er uns im Stich oder in diesem alten Schloß vermodern. Das ist wohl nicht der Sinn der Sache.«

Die alte Frau schaute die vier prüfend an. »Nein, das ist nicht der Sinn der Sache.«

»Dann werden Sie uns helfen?« fragte Kiki.

»Gern. Kommen Sie mit. Ich muß mich für meinen Sohn entschuldigen. Ich wußte nicht, daß er euch so lange hat warten lassen. Aber kommt. Es ist nicht weit.« Sie drehte sich um und ging vor. Schlurfende Geräusche begleiteten ihre Schritte. Den Kopf hatte sie nach vorn gebeugt, die Hände öffneten und schlossen sich. Manchmal stieß sie ein Krächzen aus oder auch ein Kichern.

Unheimlich war sie ihnen schon.

Die Richmanns sprachen nicht. Sie hielten sich an den Händen gefaßt. So spürten sie ihr gegenseitiges Zittern. Sandra und Kiki hielten sich etwas zurück. Sie unterhielten sich so leise wie möglich und konnten ihre eigenen Worte kaum verstehen.

Beide Mädchen hatten Angst. Kiki war sogar davon überzeugt, kein lebendes Wesen vor sich zu haben.

»Wie kommst du darauf?«

»Ganz einfach, ich habe nicht festgestellt, daß sie atmete.«

»Aber jeder Mensch muß atmen.«

»Klar, wenn er ein Mensch ist.«

»Du machst mir angst, Kiki.«

»Sorry, das wollte ich nicht. Ich denke nun mal so. Tut mir leid.«

Ihre Unterhaltung schließt ein, denn die Frau war stehengeblieben. Vor ihr befand sich eine schmale Tür, zu der sie einen Schlüssel besaß und die sie aufschloß.

»Geht da hinein.«

»Und was erwartet uns dort?« fragte Richmann.

»Mein Sohn. Ihr wolltet ihn doch sehen — oder nicht?«

»Das schon.«

»Dann los.« Sie sprach hektisch. Ihre mageren Hände strichen über die lumpig wirkende Kleidung, von der ein widerlicher, nach Friedhof riechender Gestank ausging-Keiner der Gefangenen sah ihr Lächeln, als sie an der Frau vorbeigingen und ebenfalls einen kleinen Hur betraten, in dem eine Kerze ihren Schein verbreitete. Eine Treppe führte in die Höhe. Sie war aus Holz gebaut worden, man hörte jeden Schritt, der die Menschen wie eine unheimliche Totenmelodie begleitete, als sie sich dem Ende der Treppe näherten.

Sie mußten in einen Turm innerhalb des Schlosses gegangen sein, eine andre Erklärung gab es nicht.

Oben erreichten sie einen Raum.

Der Reihe nach betraten sie ihn. Erst jetzt fiel ihnen auf, daß er stockfinster war und auch kühl. Die Kälte entstand vom Durchzug. Der Raum besaß mehrere kleine Fenster, nicht breiter als Schießscharten. Innerhalb des Mauerwerks zeichneten sie sich ab. Sehen konnten sie trotzdem nichts, weil es draußen einfach zu dunkel war. Unten fiel die Tür zu. Das knallende Geräusch kam ihnen vor wie ein Schuß, und es hörte sich für sie verdammt endgültig an.

»Das ist eine Falle!« flüsterte Kiki.

»Kann denn keiner Licht machen?« Martina fragte es leicht schrill.

»Jörg, du hast doch ein Feuerzeug bei dir.«

»Ja, ja...« Auch seine Stimme klang nicht mehr normal. Ein jeder spürte die andere Atmosphäre. Die Gefahr um sie herum hatte sich verdichtet. Keiner wußte, wo sie sich befanden und was noch geschehen würde. Nur als Schatten sahen sie sich.

Jörg Richmann bewegte seinen rechten Arm. Kleidung raschelte und schabte. Endlich hatte er das Feuerzeug gefunden. Es war eines

dieser preiswerten Wegwerfdinger, die es in jedem Lebensmittelladen zu kaufen gab. Funken sprühten auf, als er das Rädchen drehte. Es wollte nicht so recht. Wahrscheinlich war es naß geworden. Schließlich faßte die Flamme doch. Sie zuckte hoch, bewegte sich, brannte ruhiger und riß auch die gespannten Gesichter der Menschen aus der Dunkelheit. Richmann leuchtete in die Höhe, nicht nach unten. Dafür sah er auch hier die Kerzen, die in den schmalen Haltern ihre Plätze gefunden hatten.

Der Reihe nach zündete er sie an. Immer heller wurde es innerhalb des kleinen Raumes. Sie befanden sich in einem leeren Turmzimmer mit glatten Wänden. Es gab keine Nischen und Winkel. Nur diese schmalen Fenster, die ebenfalls auf einen Turm hindeuteten. Und einen gläsernen Boden!

»Da, schaut!« Kiki schrie den Satz, während sie mit dem Zeigefinger in die Tiefe deutete. »Mein Gott, das ist ja furchtbar...«

Und es war schlimm!

Der Boden unter ihnen bestand aus Glas. Ob dick oder dünn, das war nicht zu erkennen, aber sie konnten hindurchschauen und sahen unter sich jemand liegen.

Es wirkte so, als schwebte diese Person in der Luft. Erst bei genauerem Hinsehen war das dünne Netz zu erkennen, dessen Maschen die Person hielten.

Und sie kannten die Frau.

Sie gehörte zu ihnen, es war Elke Sander, die dort auf dem Bauch lag und jetzt versuchte, sich in die Rückenlage zu bringen. Im Turmzimmer brannten die Kerzen. Unter ihnen wurde der große Raum durch Fackelschein erhellt. Aber das unruhige Licht riß trotzdem Einzelheiten hervor, auch wenn es sich bewegte, so daß die Frau aussah, als würde sie durch das Netz wandern.

Sie hatte Angst, das erkannten sie an ihrem Gesichtsausdruck, der

verzerrt war.

Die weit aufgerissenen Augen, das vom Fackelschein umhüllte Gesicht, hinzu kamen die hektischen Bewegungen, alles Dinge, die zusammentrafen und den anderen bewiesen, welchen Schrecken Elke Sander erlebte.

Kiki schüttelte den Kopf. »Das ist doch grauenhaft!« flüsterte sie. »Himmel, wo hat man uns nur hingeschafft.«

Sandra ging zur Tür. Sie wollte sie aufreißen, doch schon nach dem ersten Versuch mußte sie feststellen, daß dies nicht mehr ging. Die alte Frau hatte die Tür abgeschlossen.

Sie war die Mutter Damiano Fulgeras, und er selbst befand sich ebenfalls unter ihnen.

Sogar noch Vinter dem Netz.

Sie sahen ihn dort als eine bleiche zusammengeduckte Gestalt, die einen Umhang trug, unter dem sie sich verborgen hatte und sich nun hektisch bewegte.

Iis sah so aus, als würden sie in die Höhe flattern. In der Tat löste sich löste sich der Umhang, etwas anderes war entstanden. Groß, dunkel und zuckend.

Eine Fledermaus...

Martina Richmann verlor als erste die Nerven. Sie begann zu stöhnen und zu jammern, während Kiki schrie, daß man sie alle eingeschlossen hatte.

Trotz dieser unterschiedlichen Geräusche war ein drittes deutlich zu hören.

Ein bestimmtes Knirschen Lind Knacken.

Dafür gab es nur einen Grund.

Unter ihren Füßen brach das Glas allmählich weg...

Schreie bedeuten Gefahr. Oftmals Lebensgefahr, das hatten wir schon oft genug erfahren müssen.

Nur wußten wir im ersten Augenblick nicht, aus welcher Richtung uns die Schreie erreicht hatten, da sich innerhalb des Schlosses die Echos überschlugen.

Jedenfalls mußten wir uns für eine Richtung entscheiden, denn trennen wollten wir uns in diesem uns unbekannten Gelände nicht. Suko rannte vor. Er lief nach rechts weg, in den Fackelschein hinein, der den Gang erhellt.

Ich folgte ihm, er hatte schon einen relativ großen Vorsprung bekommen und war voll auf das Weiterlaufen fixiert. Dabei schaute er nicht zu den Seiten hin. Ein Fehler.

Er sah die Gestalt zu spät, ich war zu weit weg von ihm, um eingreifen zu können. Jedenfalls löste sie sich genau in dem Augenblick aus einer schmalen Nische, um Suko stoppen zu können.

Sie rammte ihn.

Ich hörte einen Schrei und einen dumpfen Laut, als Suko gegen die andere Gangwand geschleudert wurde, wo er sich nicht mehr fangen konnte. Als er zu Boden ging, flog praktisch die Gestalt heran. Sie warf sich in einem Bogen auf ihn, die Arme hielt sie vorgestreckt, die Hände zu Klauen gekrümmmt, und als sie in die Nähe des Fackelscheins geriet, erkannte ich auch ihr Gesicht.

Es war eine uralte, faltige und entstellte Fratze, die einer Frau gehörte. War sie ein Mensch?

Ich konnte es kaum glauben, so wie sie aussah und ihre Finger gegen Sukos Gesicht stieß.

Mein Freund konnte seinen Kopf nicht schnell genug zur Seite bekommen. Die langen Finger erwischten ihn. Ein Triumph für die Frau. Ich hörte ein bekanntes Fauchen, so wie es die Blutsauger ausstießen, wenn sie sich über ein Opfer geworfen hatten.

Meine Rechte wuchtete auf ihre Schulter. Die gekrümmten Finger fanden das magere Fleisch, drückten es zusammen, ich zog die Alte von Suko zurück, die einen Wutanfall bekam und herumfuhr. Für

einen winzigen Moment schaute ich in ihr Gesicht, bevor ich hineinschlug.

Diesmal knallte sie gegen die Wand. Ein Mensch hätte diesen Aufprall nicht so leicht überstanden, die Frau reagierte anders. Flüssig, aus der Bewegung heraus, als wäre ihr überhaupt nichts passiert. Sie wollte mich töten, aber ich stand wie ein Fels und hielt das Kreuz, in der rechten Hand. Das sah sie zu spät. Als sie sich gegen mich wuchtete, drückte ich meinen Arm nach unten, so daß ich ihr Gesicht treffen konnte.

Dort hinein preßte ich meinen Talisman.

Sie riß ihr Maul auf. Sekundenlang erstarrte sie vor mir. Ich sah die langen, leicht gekrümmten Zähne aus dem Oberkiefer wachsen und wußte, daß ich nicht verkehrt reagiert hatte.

Mit dem Fuß trat ich noch ihre Beine weg, so daß sie auf den Rücken krachte.

So blieb sie liegen. Nicht steif, obwohl es so aussah, denn ihre Hände bewegten sich noch. Sie bewegte ihre Finger, schloß die Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder, doch es waren keine kontrollierten Bewegungen mehr, sondern Zuckungen.

Ich schaute auf sie nieder.

Noch lebte sie. Vielleicht konnte ich von ihr erfahren, wen ich getötet hatte. »Wer bist du?«

»Coletta Fulgera. Ich bin die Mutter... die Mutter...«

Das hatte ich mir fast gedacht. »Dann bist du nicht zu Staub zerfallen, obwohl du uns damit hattest täuschen wollen — oder?«

»Ja, ja... ich... wir Fulgeras werden leben. Mein Sohn und ich. Wir werden weiter das Blut...«

Nein, sie konnte nicht mehr reden, denn die Auflösung hatte bereits begonnen. Ausgerechnet an ihrem Unterkiefer, wo die Haut plötzlich herabrieselte und die bleichen Knochen hervortraten, die ebenfalls so weich waren, daß sie zerfielen.

Das war kein Anblick für mich. Ich wandte mich ab. Suko stand auch wieder und rieb seinen Kopf. »Die muß auf uns gelauert haben. Ich konnte nicht einmal ausweichen, so schnell ist sie gewesen. Verdammt auch.«

Ich nickte ihm zu. »Mach dir nichts draus. Jetzt haben wir sie ja.« In meinem Rücken hörte ich die Geräusche, die die Auflösung begleiteten. Manchmal ein leises Knacken, aber das Rieseln des Staubs war ebenfalls zu vernehmen.

»Seine Mutter haben wir, aber wo steckt er?«

Suko hob die Schultern. »Frag mich etwas Leichteres. Hier irgendwo in diesem verdammt Kasten.«

Ich schielte ihn von der Seite her an. »Hat er geschrien, oder vielleicht sie?«

»Nein, das klang mir nach einem normalen Menschen.«

»Meine ich auch. Los, wir suchen weiter.« Es bestand für uns kein Grund, die Richtung zu wechseln, deshalb gingen wir auch weiter. Hinter uns ließen wir Asche zurück. Diesmal die echte und nicht wie auf dem Friedhof imitierte.

Wie gefährlich diese Blutsauger waren, halten sie uns bewiesen. Bei zweien von ihnen hatten Menschen keine Chance. Die Vampire konnten sich die Opfer gegenseitig zuspielen, falls sie das nicht schon getan hatten. Dann kamen wir natürlich zu spät.

Noch wußten wir nicht Bescheid Lind suchten weiter. Und es blieb auch nicht still. Da wir sehr leise auftraten, hörten wir natürlich auch Geräusche. Und ebenfalls das leise Wimmern oder Jammern. Das war zwar vor uns, dennoch hatten wir das Gefühl, es würde aus einer gewissen Tiefe hochströmen.

»Da stimmt was nicht«, flüsterte Suko. Er bewegte sich dicht an einer Kerze vorbei.

Auch ich war der Ansicht und beschleunigte meine Schritte. Suko hielt mit, so dauerte es nur wenige Sekunden, bis wir das Ende des

Gangs und damit auch unser Ziel erreichten.

Wir standen auf einer Galerie. Man mußte das verdammt Schloß umgebaut haben. Wo sich früher Treppenaufgänge und Flure befunden hatten, war praktisch nichts mehr. Keine Zwischendecken, keine Räume, wir besaßen einen freien Blick bis zum Boden und gleichzeitig auch in die Höhe, wo sich die Decke zu einem pyramidenartigen Turm verengte, der sich noch in ihrem Innern befand.

Das interessierte uns im Augenblick nicht, wichtig war die Szene, die sich unterhalb der Galerie und über dem Boden abspielt. Dort lag eine Frau. Sie war starr vor Angst, denn eine übergroße monströse Fledermaus war vom Grund hochgestiegen, durch eine Lücke seitlich am Netz gestoßen und näherte sich der Person. Klar, daß die Frau keine Chance mehr besaß.

»Willst du springen oder schießen?« fragte Suko.

»Schießen.«

»Okay. Ich laufe an eine andere Stelle. Wir müssen ihn in die Zange nehmen.«

»Klar.«

Suko verschwand. Ich hatte meine Beretta gezogen und schaute noch einmal genau hin.

Auf keinen Fall wollte ich die Frau treffen. Ich mußte sehr gut zielen, was nicht so einfach war, weil das sich bewegende Licht der Fackeln die Perspektiven verzerrte.

Schräg stach ich den Arm in die Tiefe und auch über das Geländer hinweg. Die Beretta bildete die Verlängerung meiner rechten Hand. Eigentlich konnte nicht viel schiefgehen. Die Fledermaus war groß genug, um sie schon beim ersten Schuß zu erwischen. Alles änderte sich plötzlich.

So wie Suko vorhin von Coletta Fulgera überrascht worden war, so traf es mich ebenfalls.

Wo der andere gelauert hatte, konnte ich nicht einmal feststellen. Er war jedenfalls da. Ich wollte noch herumwirbeln, als sich aus dem Schatten etwas löste.

Sein Arm.

Und der hämmerte wuchtig nach unten.

Die Kraft war stärker als die eines Menschen. Eine Handkante traf mit elementarer Wucht mein rechtes Gelenk, so daß ich das Gefühl bekam, meine Hand würde brechen. Die Waffe konnte ich nicht mehr halten. Sie fiel mir aus der Faust, und ich sah noch, wie sie in die Tiefe segelte. Dann mußte ich mich um meinen Gegner kümmern.

Vielmehr kümmerte er sich um mich.

Als ich herumfuhr, packte er mich bereits und zog mich vom Rand der Galerie weg. Ich taumelte zwei Schritte zur Seite, ohne allerdings von ihm mit Fäusten angegriffen zu werden. Dafür sah ich sein Gesicht dicht vor mir, auch das aufgerissene Maul, die beiden Zähne und wußte nun, wen ich vor mir hatte. Er riß sein Knie hoch.

Ich konnte dem Stoß nicht ausweichen, sackte zusammen, bekam Druck und fiel auf den Kücken. Der Vampir aber warf sich über mich...

Elke Sander erlebte einen Alptraum. Als sie gefallen war, hatte sie bereits mit dem Leben abgeschlossen. Das Netz hielt sie auf, sie war wieder ein wenig zu sich gekommen, hatte die erste lebensbedrohende Furcht zurückdrücken können, aber das Spiel ging weiter.

Damiano, ihr Lebensretter, hatte sich verwandelt, um nun seine Rechnung zu präsentieren. Als Fledermaus stieg er hoch. Elke Sander hatte noch nie zuvor in ihrem Leben in einem ähnlichen Netz gelegen. Sie konnte sich nicht normal bewegen. Bei jedem Kriechversuch schwang das Netz mit, es hebelte sie hoch, dann wieder nach unten, das Spiel begann von vorn, sie schwankte wie an Deck eines

Schiffes bei schwerem Seegang.

Und der Vampir kam.

Sie hatte ihm den Rücken zgedreht, wollte ihn nicht sehen, doch sie hörte das Klatschen seiner schweren Flügel, und dieses Geräusch war ebenso schlimm für sie. Wohin?

Das Netz war gnadenlos. Nahezu ideal für diesen verfluchten Blutsauger, der mit einer Spinne zu vergleichen war, die eine Fliege gefangen hatte und nun kam, um sich die Beute zu holen. Elke verging fast vor Angst.

Trotz ihrer Bemühungen schaffte sie es nicht, den Rand des Netzes zu erreichen. Sie hatte das Gefühl, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen. Ihr Mund stand offen. Speichel tropfte über die Unterlippe, das Jammern und Wehklagen hätte einen Stein erweichen können, aber mit ihr hatte niemand Mitleid.

Erst recht nicht die Fledermaus.

Sie hörte einen schrillen Laut, der eine Mischung zwischen dem Schrei eines Menschen und dem einer Fledermaus war. Gleichzeitig hoch und markenschüchternd. Er ging ihr durch und durch.

Dann war sie da.

Bisher hatte Elke noch den Fackelschein in der Tiefe erkennen können. Der verschwand plötzlich, weil eine sich senkende Schwinge ihr Blickfeld einnahm.

Dunkelheit, die Angst und das schrille Geräusch der Fledermaus, das aus ihrem offenen Maul drang und in den Ohren der Frau widerhallte. Eine furchtbare Melodie, die sie auch in den Tod begleiten konnte. Etwas preßte sich in ihren Rücken. Sie spürte feine Krallen. In einer sinnlosen Bewegung streckte sie noch den rechten Arm vor, drückte ihre Finger durch die Netzmaschen, aber sie schaffte es nicht mehr, sich daran festzuklammern.

Der Vampir war zu stark.

Er wollte Menschenblut, und er bekam es.

Eine Kraft, der sie nichts entgegensetzen konnte, zog ihren Kopf zurück, damit sich die Haut im Hals spannte und die Adern sichtbar hervortraten. Der Vampir wollte sehen, wohin er die Spitzen seiner Zähne setzte. Und er biß zu.

Hart, schnell, ohne Gnade!

Die Frau bäumte sich noch einmal auf. In den folgenden Sekunden wurde ihr die letzten Kräfte brutal genommen...

Suko ging davon aus, daß es für seinen Freund John Sinclair leicht sein würde, den Vampir zu erledigen. Er war nur zu einer anderen Stelle gelaufen, um ihm Rückendeckung zu geben. Außerdem wollte er dadurch das Restrisiko abwenden.

Er beeilte sich und wunderte sich trotzdem, daß er keinen Schuß hörte. Wo er hinlief, brannten weder Fackeln noch Kerzen. Es war ziemlich düster, nur in der Tiefe sah er den Schein, ging noch einen Schritt weiter, überlegte, ob er stehenbleiben sollte, als er genau in die Falle trat. Dieses Schloß war mit zahlreichen Überraschungen gespickt. So auch diese Schlinge, die nicht sichtbar für den Chinesen vor ihm auf dem Boden lag und in deren Öffnung er seinen Fuß setzte. Zudem berührte er sie an einer Stelle mit der Hacke. Das hatte so sein müssen.

Damit löste er einen Kontakt aus. Gedankenschnell schloß sich die Schlinge um seinen Fuß, zuckte hoch bis zum Knöchel, drehte den Knoten dort noch enger, so daß in diesem Augenblick die Zugautomatik in Kraft trat.

Und dies schaffte einiges an Gewicht. Auch Suko. Das rechte Bein wurde ihm weggerissen. Sein Körper kippte nach links, und die Automatik grill weiter. Sie riß ihn in die Höhe, er konnte nirgendwo Halt finden, sein Körper drehte sich, so daß er mit dem Kopf nach unten hing, durchpendelte, gegen ein Hindernis prallte und noch höher gezogen wurde.

Bis zum Stopp.

Dort pendelte Suko aus. Er hatte die Augen weit aufgerissen. Das Blut schoß ihm in den Kopf, und Suko schaute aus seiner ungewöhnlichen Perspektive hinunter auf das Netz, wo sich der verwandelte Vampir mit seinem Opfer beschäftigte, denn John Sinclair hatte nicht geschossen. Sukos Lage war viel zu ernst, um sich darüber Gedanken zu machen. Jedenfalls hatte man ihn zunächst außer Gefecht gesetzt, so daß er den weiteren Vorgängen nur zuschauen konnte...

Sie standen still!

Es gab keinen unter ihnen, der nicht zu Tode erschreckt gewesen wäre. Die Richmanns klammerten sich sogar aneinander, während die beiden Mädchen auch nicht wagten, sich zu rühren.

Nur Kiki sagte etwas.

»Da... da hängt jemand!«

Vorsichtig bewegten sie die Köpfe, und sie sahen tatsächlich den Mann an der linken Seite des Netzes mit dem Kopf nach unten hängen, so daß er keine Chance hatte, einzugreifen.

Sandra preßte ihre Hand gegen die Brust. Sie spürte den eigenen Herzschlag doppelt so schnell. Das Blut wurde durch ihren Kreislauf gepumpt, sie bekam Kopfschmerzen, daran trug auch die Furcht die Schuld. Durch den Anblick des hängenden Mannes hatte sie ihr eigenes Schicksal zunächst einmal vergessen.

Den anderen mußte es ebenso ergehen, doch sie wurden sehr schnell wieder daran erinnert, in welch einer prekären und auch lebensgefährlichen Lage sie sich befanden. — Sie hörten Glas knirschen.

Es waren nur leise Geräusche, dennoch furchtbar für sie. Zudem wußten sie nicht, wo es überall brach. Das konnte unter ihnen ebenso geschehen wie in den Ecken.

Sie starrten vor ihre Schuhspitzen. Der unruhige Schein zuckte über

den Untergrund, jeder von ihnen war schweißnaß, die Angst fraß fast ihre Seele auf.

Keiner sagte auch nur ein Wort. Hilfeschreie waren auf ihren Lippen erstickt. Die Gesichter hatten einen verzerrten Ausdruck angenommen. Große Augen starrten ins Leere.

Das Glas brach weiter!

Sie konnten sich ausrechnen, wann der Boden endgültig brach und sie in die Tiefe fallen würden.

Dort fing sie ein Netz auf, aber sie waren nicht gerettet, denn die Bestie lauerte, um sie zu töten.

Wie auch Elke Sander...

Kiki riskierte noch einen Blick. Elkes Körper bewegte sich nicht mehr. Nur das Netz schwankte hoch, aus der Frau war jegliche Kraft gewichen. Wie tot hing sie in den Maschen.

»Neinnnn!«

Schrill und heftig klang Sandra Ceurs Ruf auf, denn unter ihr war ein Stück Glas weggebrochen. In einem Reflex ging sie zurück, drückte ihren linken Schuh zu fest auf eine brüchige Stelle — und brach ein. Das Splittern und Bersten des gläsernen Fußbodens klang in Kikis schrillen Ruf, als sie den Namen der Freundin schrie, die, begleitet von Scherben, in die Tiefe fiel. Aber nicht allein sie. Die anderen drei erwischte es nur einen Herzschlag später. Auch sie verloren den Halt, der Glasboden brach einfach weg, als bestünde er nur mehr aus Papier.

Sie segelten ihrem Schicksal entgegen.

Mit hochgerissenen Armen, verzerrten Gesichtern, in denen die Angst eingemeißelt stand. Kein Leben befand sich mehr in ihren Augen. Scherbenstücke klebten in der Kleidung, den Haaren, auf der Haut und den Händen.

Das Netz erwartete sie.

Und auch der Blutsauger, denn Damiano Fulgera wollte seine

Rechnung für die Lebensrettung präsentieren...

Ich befand mich in einer wenig beneidenswerten Lage, denn der Vampir hatte es geschafft, durch seine übergroße Kraft mich auf den Boden zu drücken. Die Überraschung hatte auf seiner Seite gelegen, und er würde alles versuchen, um an mein Blut zu gelangen.

Da sich sein Gesicht dicht vor mir befand, konnte ich es trotz der Lichtverhältnisse relativ gut erkennen und stellte fest, daß es sich um einen noch jüngeren Blutsauger handeln mußte. Nicht vom Alter her, sondern von seinem Dasein als Vampir.

Vielleicht war er noch vor zwei Stunden ein Mensch gewesen. Jetzt aber wollte er Blut, da stand er einem jahrhunternaltem Wiedergänger in nichts nach.

Seine Hände glitten an meinem Körper hoch. Sie tasteten über die Brust, denn sie befanden sich auf dem Weg zur Kehle. Der Stoß in den Unterleib hatte mich zwar nicht wehrlos gemacht, aber stark mitgenommen. Bis zur Brust hoch brannte es, als würde Feuer meinen Körper durchfließen.

Der Vampir war sich seiner Sache sehr sicher. Ich wollte mich nicht unnötig von ihm quälen lassen und rammte meinen Kopf hoch. Es war ein sehr wuchtiger Stoß, der seine Nase traf, die Lippen und noch mehr. Ein Mensch hätte ihn kaum überstanden, auch bei ihm war etwas zu Bruch gegangen, aber seelenlose Geschöpfe wie dieser Wiedergänger verspürten keine Schmerzen. Sie konnten viel vertragen, wenn es sich nicht gerade um geweihte Waffen handelte.

Die trug ich zwar bei mir, war aber so eingeklemmt, daß ich nicht an sie herankam und mich zuvor mit den bloßen Händen gegen die Angriffe wehren mußte.

Es war kein lautloser Kampf. Ich atmete heftig und keuchend, der Vampir brauchte keinen Sauerstoff. Seine Geräusche hörten sich anders an. Dumpfer und drohender, stets mit einem Fauchen

untermalt. Er bäumte sich mit dem Unterkörper hoch, um die andere Hälfte auf mich pressen zu können. Dabei wollte er noch seine Hände in mein Gesicht schlagen, aber er hatte dabei einen Fehler gemacht, denn zwischen ihm und mir befand sich plötzlich ein Zwischenraum.

Den nutzte ich.

Auch ich hatte meine Erfahrungen gesammelt und kannte allerlei Tricks. Meine Beine lagen dicht beisammen, ich winkelte sie gemeinsam an und rammte sie auch hoch.

Der Volltreffer gelang.

Beide Knie wuchtete ich in den Leib des Vampirs. Er verspürte zwar keinen Schmerz, aber sein Körper folgte den Gesetzen der Physik und wurde in die Höhe gewuchtet.

Weg von mir.

Ich konnte mich zur Seite rollen und stand in der Bewegung bereits auf. Viel Zeit hatte ich mir dabei nicht gelassen, trotzdem reichte die Spanne dem Vampir.

Er drückte sich sehr weit nach unten, schob den Kopf vor und rannte auf mich zu.

Er hätte mich wieder im Leib erwischt und wahrscheinlich bis gegen die Galerie geschleudert, über die ich unter Umständen nach hinten gekippt wäre.

Diesmal war ich schneller.

Ein gedankenschneller Sidestep brachte mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Der Vampir konnte seinen Lauf nicht mehr stoppen. Er huschte an mir vorbei, den Kopf hob er auch nicht mehr an, und so knallte er mit seinem Schädel gegen einen der senkrecht stehenden Galerie-Pfosten.

Der dabei entstehende Laut ging mir durch und durch. Ich schüttelte mich.

Das Holz war sogar angebrochen, mit einer so großen Wucht war

der Vampir dagegengerast. Nur machte ihm dies nichts. Er fuhr hoch und herum.

Ich hatte sofort mein Kreuz aus der Tasche gezogen und hielt es ihm entgegen.

Seine rechte Faust, die sich schon auf der Reise befand, stoppte auf halbem Weg. Er hatte das Kreuz gesehen, der Anblick lähmte ihn. Ich sah, wie er den Mund aufriß und dabei seine spitzen Hauer an den Seiten präsentierte. Mein Schlag traf ihn - und auch das Kreuz.

Ich hatte kurzen Prozeß gemacht, Diskussionen konnte ich mir nicht leisten. Zudem hörte ich das Geräusch von splitterndem und brechendem Glas, besaß aber nicht die Zeit, um nachzuschauen, der Vampir war wichtiger.

Er hatte sich zurückfallen lassen. Noch einmal hielt ihn das Geländer der Galerie auf, aber er konnte nicht mehr weiter zurück, sondern hangelte sich daran weiter.

Ein paarmal noch stützte er sich mit den Händen ab, doch so konnte er sich nicht halten.

Die Kraft rann ihm aus den Beinen. Intervallweise sackte er zusammen. Gemeinsam mit dem Körper schlug auch seine rechte Handfläche auf. Das klatschende Geräusch besaß Signalwirkung. Es läutete das Ende dieses Vampirs ein.

Er verging nicht zu Staub, dazu war er noch nicht lange genug ein Vampir gewesen. Aber er rollte sich auf den Rücken. Ich sah den Abdruck meines Kreuzes in seinem Gesicht und den schon erloschenen Blick seiner Augen.

Vor mir lag kein Vampir mehr, sondern ein normaler Mensch, der erlöst worden war. Tief atmete ich durch.

In meinem Unterleib zuckten noch immer glühende Speere. Erst jetzt kam ich dazu, mir meine Umgebung anzusehen, und ich hörte auch einen schwachen Ruf.

Sukos Stimme wehte zu mir herüber.

»John, die Lampe... nimm sie und leuchte.«

Ich bekam Angst, als ich seine Stimme vernahm, weil sie sich einfach so schwach und anders anhörte. Gleichzeitig auch gepreßt. Aber ich tat ihm den Gefallen.

Zuerst sah ich nichts, weil das starke Licht sein Ziel verfehlte. Dann, als ich den Strahl nach rechts schwenkte, wurden meine Augen plötzlich groß. Ich hatte das Gefühl, eine Filmszene zu sehen. Um Sukos rechten Fuß schlängelte sich eine feine Schlinge. Er selbst hing kopfüber nach unten. Selbst im bleichen Licht der Lampe sah ich, wie rot vor Anstrengung sein Gesicht war. In einer solchen Lage stieg das Blut in den Kopf. Es mußte drücken, und dieser Druck würde auch irgendwann schmerzen.

Suko machte Schlimmes durch. Trotzdem mußte ich ihn dort hängen lassen, denn die anderen Dinge nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Vor kurzer Zeit schon hatte ich das Klicken des Glases gehört. Jetzt wollte ich sehen, welchen Grund dies gehabt hatte, drehte mich nach rechts und schaute über die Balustrade hinweg.

Im Netz schaukelten mehrere Menschen!

Drei Frauen und ein Mann zappelten darin, eine andere Frau lag regungslos in ihrer Nähe. Sie hatte ich nicht retten können, aber die übrigen lebten noch.

Und auch die gewaltige Fledermaus, die alles beherrschend über den Menschen schwebte.

Ich hatte meine Waffe verloren, aber Suko mußte eine haben, deshalb nahm ich mir die Zeit und lief zu ihm. »Die Beretta, Suko, die...«

»Ich habe sie nicht mehr, John. Sie rutschte raus, als mich die Falle hochzog.«

»Verdammtd. Wo liegt sie?«

»Keine Ahnung, ich weiß nichts.«

Ich war wütend und sauer zur gleichen Zeit. Zeit, die Pistole zu suchen, konnte ich mir nicht mehr nehmen, denn ich hörte schon die ängstlichen Schreie der im Netz zappelnden Menschen, die sich in höchster Todesgefahr befanden.

Zwei seitliche Schritte brachten mich an das Geländer. Es besaß einen ziemlich breiten Handlauf, auf dem auch mein Fuß Platz genug finden würde.

Ich stemmte mich ab, stellte mich auf den Handlauf, schaute in die Tiefe, sah den Schatten dicht über dem Netz segeln und auch das aufgerissene Maul mit den spitzen Zähnen und den glühenden Augen darüber.

Diese Bestie war dabei, sich ein Opfer auszusuchen. Das durfte ich nicht zulassen - und sprang!

Sie waren gefallen, und in diesen schrecklichen Sekunden des freien Falls waren all ihre Gefühle ausgeschaltet worden. Sie dachten an nichts, sie erlebten nichts, sie »lauschten« nur ihrem eigenen Herzschlag.

Sandra Ceur fiel als erste in das Netz.

Beim Aufprall schrie sie laut vor Angst.

Auch die anderen hatten das Netz erreicht, federten hoch, sanken wieder zurück, so daß die Schwingungen vorerst blieben. Martina geriet in Sandras Nähe und klammerte sich an ihr fest.

Dann rief sie den Namen ihres Mannes. Auch Jörg konnte ihr nicht helfen, er hatte mit sich selbst genug zu tun, da sich sein rechter Fuß in den Maschen verfangen hatte.

Er mußte seine Hände zur Hilfe nehmen, konnte sich aber auf der schwankenden weichen Unterlage nicht richtig aufsetzen, so daß er beim ersten Versuch schon nach hinten kippte und im Netz nachfederte. Der Vampir strich dicht über sie. Seine Schwingen bewegten sich extrem langsam, so daß die Gesichter der Menschen

nur von einem weichen Lufthauch getroffen wurden.

Aber Kiki erwischt es.

Sie spürte, daß etwas ihr Haar streifte, riß die Arme hoch und faßte mit beiden Händen zu. Genau sie war die erste, die die lederartigen Schwingen anfaßte, und sie ließ sie sofort los, als hätte sie in Feuer gefaßt.

Die Fledermaus segelte weiter.

Welches Opfer sollte sie sich holen?

Noch einmal zog sie einen Kreis. Dabei sah sie träge aus, aber in ihren kleinen Augen glühte der Tod.

Und sie hatte sich entschieden.

Es war Sandra Ceur, die sie anstarrte.

Das Mädchen hatte den Kopf angehoben. In den letzten Sekunden war es Sandra gelungen, sich ein wenig weg von den anderen und zum Rand des Netzes hin zu bewegen.

Weiter kam sie nicht.

Der Vampir war da und über ihr. Seine Schwingen klatschten über ihr zusammen und ersticken ihren angstvollen Schrei...

Ich landete mit beiden Füßen im Netz und tanzte auf und ab. Dann fiel ich um und kam mit der Schulter auf.

Neben mir stellte sich jemand hoch. Es war eine braunhaarige Frau, die einen Männernamen rief und mich wahrscheinlich mit ihrem Freund oder Mann verwechselte.

Ihre Panik konnte ich verstehen, aber ich durfte es nicht zulassen, daß sie mich anfaßte und behinderte. Dabei hatte ich Mühe, ihre Hände von meiner Kleidung zu lösen, so hart hatte sie sich festgeklammert. Als sie zur Seite fiel, sah ich ihren ängstlichen und vorwurfsvollen Blick auf mich gerichtet.

Nicht weit entfernt kniete ein junges Mädchen im Netz, das seine Arme hochgerissen hatte und somit seinen Kopf schützte. Die Kleine

sah aus wie eine Punkerin, die zu einer Statue erstarrt war. Kniend drehte ich mich.

Ich wollte die Fledermaus, ich wollte Damiano Fulgera!

Er sollte kein weiteres Opfer mehr bekommen.

Er schlug noch einen Halbbogen. Nahezu träge und sehr sicher wirkend drehte er seine Runden, jetzt hätte ich ihn mit einer geweihten Silberkugel erwischen können, aber meine Beretta lag irgenwo, nur nicht greifbar.

Dafür hatte ich den Silberdolch!

Er steckte in einer weichen Lederscheide. Während ich ihn zog, verfolgte ich genau den Flug des Monsters. Ich wollte die Waffe schleudern, um die Fledermaus im Flug zu erwischen.

Die Lage war günstig. Schon hob ich den rechten Arm, holte aus — und wurde zurückgerissen.

Wie eine Knochenklammer hatte sich die Faust um meinen rechten Fußknöchel geschlungen und so an meinem Bein gerissen, daß ich aus der knienden Haltung flach auf den Bauch fiel.

Die Fledermaus aber stürzte sich auf ihr Opfer... Noch in dergleichen Sekunde drehte ich mich trotz des Griffes herum und trat mit dem freien Bein zu. Treffer. Dann drehte ich mich um und sah das bleiche Gesicht der Frau, die ich zuerst hatte retten wollen. Meine Sohle war ihr gegen die Stirn geprallt, doch die beiden Blutzähne, die sie mir präsentierte, hatte ich nicht zerstören können. Sie wollte mein Blut. Mit zwei Händen hielt sie mich jetzt und drückte mich wieder auf den Rücken.

Eine schlechte Lage, zudem drehte die verfluchte Blutsaugerin an meinem Bein, so daß ich die Bewegung mitmachen mußte, sollte es nicht zu einem Bruch kommen. Noch stemmte ich mich dagegen an, aber die Kräfte der Vampirin wurden stärker.

Noch weiter drehte sie mein Bein.

Ich folgte der Bewegung, ächzte vor Schmerzen und hörte plötzlich

einen klatschenden Laut.

Der Druck veränderte sich. Sie drehte nicht mehr, sie zog. Das mußte sie zwangsläufig, denn neben ihr war einer der Gefangenen aufgetaucht und halte ihr die zusammengelegten Fäuste gegen die Brust gewuchtet. Dann schlug er noch einmal zu.

Diesmal von oben nach unten.

Zwar konnte die Untote damit nicht vernichtet werden, aber sie wollte den Hieb abwehren. Dies mit beiden Händen.

Ich war wieder frei und nutzte die Gunst des Augenblicks. »Weg!« brüllte ich dem Mann zu, der meinen Ruf hörte und sich nach hinten wuchtete. Für einem Moment sah ich noch sein schreckensstarres Gesicht. Ich aber schleuderte den Dolch.

Wuchtig, zielgenau - und traf.

Sie richtete sich sofort wieder auf, als der silberne Blitz direkt in ihre Körpermitte fuhr.

In den nächsten Sekunden saß sie starr schaukelnd im Netz, die Finger um den Dolchgriff geklammert, die Augen weit geöffnet. Auch wenn sie es geschafft hätte, den Dolch wieder aus ihrem Körper zu ziehen, es hätte ihr nichts genutzt. Sie wäre vergangen, das geweihte Silber tötete Vampire. Ich kroch auf sie zu, weil ich die Waffe wiederhaben mußte. Rechts von mir hockte der andere Mann. Er sah erschöpft aus und rieb seine Hände.

»Gut, danke!« hauchte ich ihm zu.

Als die Untote kippte, hielt ich bereits den Griff fest. So konnte ich den Dolch leicht aus dem Körper ziehen. Kein Tropfen Blut quoll aus der Wunde. Mit diesem Lebenssaft hatte sich Damiano Fulgera gelabt. Er stand als nächster auf meiner Liste.

Mit einem Schwung und aus der Hocke heraus schaffte ich es tatsächlich, meinen Körper in die Höhe zu drücken. Ich kam auf die Füße, konnte für einen Moment stehen und sah vor mir den hügelartigen dunklen Gegenstand, der lebte.

Es war die Fledermaus, die ihre Flügel um das Opfer gelegt hatte, das sich noch bewegte und verzweifelt versuchte, freizukommen. Innerhalb der Masse zuckte etwas herum. Es war der relativ kleine Kopf des Vampirs, in dem die roten Augen leuchteten und mich anstarrten. Ich hatte bereits meinen Arm zurückgenommen, um den Dolch ein zweites Mal zu werfen, als der Vampir die Gefahr spürte. Plötzlich stieß er hoch.

Auf normalem festen Untergrund hätte ich ihn trotzdem erwischt, so aber war die Unterlage weich, zudem bewegte sich jemand in meiner Nähe, die Schwankungen konnte ich nicht ausgleichen und fiel in dem Augenblick, als die Waffe meine Hand verließ.

Die Fledermaus stieg. In ihren Krallen hielt sie das leblose Opfer, und der geweihte Silberdolch raste wie ein fahler Blitz an ihm vorbei, um irgendwo gegen zu klatschen und in die Tiefe zu fallen. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Ich kippte nach vorn, streckte aber einen Arm aus, stützte mich ab und sah zu, wie Damiano Fulgera mit der blonden jungen Frau der Decke entgegenstieg.

Ich hatte versagt und konnte das Mädchen nicht mehr retten...

Suko hing in der Schlinge wie irgendein lebloser Gegenstand, den man einfach hochgehievt hatte. Sein Körper war ausgependelt, er bewegte sich kaum noch, trotzdem ging es ihm sauschlecht. Das gesamte Blut war in seinen Kopf gestiegen und verursachte dort einen gewaltigen Druck. Nur seiner Kondition und Konstitution hatte er es zu verdanken, daß er noch nicht bewußtlos gewesen war, obwohl dieser Zustand seine Wellen vorausschickte, die intervallartig auf den hängenden Inspektor zurollten.

Manchmal hatte er das Gefühl, in rote Tücher eingewickelt zu werden. Suko sah ein, daß es so nicht weitergehen konnte. Er mußte etwas tun, auch wenn seine Lage noch so schlecht war. Manchmal,

wenn er einen lichten Augenblick hatte, blickte er auf das Netz, in dem sich zahlreiche Personen befanden und auch diese verdammte Fledermaus. Selbst John sah er.

Ob er es allein schaffte, gegen die Blutsauger anzukommen, war mehr als fraglich.

Suko wollte etwas tun.

Bevor wieder dieser verfluchte Schatten erschien, hob er seinen Arm an, was ihm schwerfiel. Dennoch erwischte er den Griff der Peitsche. Sie war wichtig.

Er konnte sie auch hervorziehen, ließ den Arm wieder nach unten hängen und drehte seinen Kreis über dem Untergrund. Drei Riemen rutschten hervor.

Aus Dämonenhaut gefertigt, sehr stark als Waffe. Ein Vampir konnte ihnen nichts entgegensetzen.

Im Netz tobte ein verzweifelter Kampf. Da John seine Beretta verloren hatte, mußte er sich auf das Kreuz und den Dolch verlassen. Aber den Blutsauger hatte er nicht erwischen können, das bekam Suko mit, als dieser, mit seinem Opfer in den harten Krallen, der Decke entgegenstieg. Auch John hatte ihn nicht stoppen können. Wer dann? Suko mußte alles auf eine Karte setzen, auch wenn es ihm noch so mies ging. Durch ruckartige Bewegungen brachte er seinen Körper in Schwingungen. Vor und zurück, dann wieder das gleiche. Allmählich bekam er Schwung und es gelang ihm, auch den Blutsauger im Auge zu behalten.

Der flog einen Bogen. Und dabei näherte er sich auch dem Inspektor, dem es nur recht sein konnte.

Noch war er nicht so nahe herangekommen, als daß Sukö seine Dämonenpeitsche hätte einsetzen können. Schon oft hatte er durch ihre Kraft einen Fall entschieden, aber noch nie zuvor hatte er sich dabei in einer solchen Lage befunden wie hier.

Hängend, fast wehrlos. Bei seinem freien Bein hatte er durch die

ungewohnte Lage das Gefühl, daß es bald ausriß. Der Schmerz im Muskel war kaum noch zu ertragen.

Suko gab nicht auf. Der Vampir kam.

Er flog sogar ziemlich dicht heran und würde ihn in einer kurzen Entfernung passieren.

Beinahe träge bewegten sich seine Schwingen, nahmen hin und wieder einen Teil des Blickfeldes, wenn sie nach unten glittem. Als sie hochkamen, konnte Suko erkennen, daß er in diesem Augenblick ausholen mußte. Wie er seinen rechten Arm nach hinten bekam, wußte er selbst nicht. Auch nicht, wie er ihn wieder vorschleudern konnte, aber er schaffte es, und die drei Riemen fächerten auseinander. Treffer!

Suko hörte das Klatschen und gleichzeitig ein reißendes Geräusch, als die Peitschenriemen an der rauen Haut entlangglitten. Was dann passierte, sah er nicht mehr, denn er pendelte zurück, schlug irgendwo gegen, was ihm jedoch egal war.

Die Schatten kehrten zurück. Diesmal noch dichter. Suko schaffte es auch nicht, sie wieder zurückzudrängen. Sie legten sich gleitend über sein Bewußtsein...

Suko, dieser Teufelskerl!

Mehr dachte ich nicht, hockte im Netz und beobachtete ihn, der es tatsächlich geschafft hatte, seine Dämonenpeitsche auszufahren. Der Vampir ahnte nichts. Er segelte auf meinen Partner zu, der jetzt den Arm ausstreckte.

Das zuckende Fackellicht verzerrte vieles. Es war nicht genau festzustellen, ob Suko nun zuschlug oder sich noch ruckartig bewegte, aber ich hörte einen schrillen, quietschenden und auch kreischenden Schrei, den die Fledermaus ausgestoßen hatte.

Das nicht ohne Grund.

Die drei Riemen hatten sie erwischt.

Man hätte sich bisher an ihrem gleitenden Flug begeistern können. Das änderte sich schlagartig. Die magische Kraft der Dämonenpeitsche hatte sie zur Seite getrieben. Zwar bewegte sie noch ihre Schwingen, aber es war kein Gleiten mehr darin, nur ein hastiges Flattern. Es trug wahrhaftig nicht dazu bei, dieses Monstrum in der Luft zu halten. In einer schrägen Linie fiel es in die Tiefe, kippte über den Rand des Geländers und landete wieder im Netz.

Dabei lösten sich die Krallen von der blonden Frau, die sich aber nicht bewegte. Wahrscheinlich war sie schon gebissen worden oder in Ohnmacht gefallen.

Schreie gellten auf. Es waren die Todesschreie eines Blutsaugers!

Mehrere Augenpaare schauten dem Kampf zu. Nur ich bewegte mich, kroch auf die blonde Frau zu und stellte fest, daß sie noch nicht gebissen worden war.

Neben mir verging der Vampir.

Noch einmal schleuderte er sich herum, aber eine seiner Schwingen war bereits gebrochen. In der Mitte buchstäblich auseinandergerissen worden, und jetzt erwischte es auch seinen Kopf. Seine Augen sanken zuerst ein. Sie verloschen wie Feuer, über das man Wasser gekippt hatte.

Grau wurde die Haut. Wie Asche sah sie aus. Dazwischen schimmerten Knorpel wie hellere Punkte, aber auch sie schafften es nicht mehr, den Schädel zusammenzuhalten.

Die Asche rieselte bereits durch die Maschen des Netzes. Wir alle verfolgten erschöpft aber glücklich ihren Weg in die Tiefe. Damiano Fulgera würde kein Blut mehr saugen...

Unter großen Mühen hatten wir es geschafft, dem Netz zu entwischen. Und auch Suko war befreit worden. Ihm ging es noch am schlechtesten, aber er konnte sich als den großen Sieger bezeichnen, denn er war es gewesen, der den Vampir letztendlich vernichtet

hatte. Wir hatten etwas zu trinken gefunden, hockten in einem Zimmer bei Kerzenschein zusammen, und ich hörte mir die Geschichte dieser Menschen an. Allmählich machte ich mir einen Reim darauf. Der Plan war raffiniert gewesen. Damiano Fulgera hatte ihnen allen das Leben gerettet, um sie in seine Abhängigkeit zu bekommen. Es lag auf der Hand, daß man einem Lebensretter den Wunsch nicht abschlug, wenn man eingeladen wurde. Und so waren sie alle gekommen, um an dem Fest teilzunehmen.

»Das hätte schrecklich enden können, nicht wahr?« fragte Kiki.

»Ja.« Ich stimmte ihr zu. »Sie wären als Vampir nach New York gegangen und hätten dort Ihre Opfer gefunden. Ihre Freundin nach Frankreich, andere nach Deutschland, und sie hätten die Menschen gejagt, denn deren Blut garantiert das Überleben.«

Kiki senkte den Kopf. Meine Antwort hatte ihr die Sprache verschlagen. Dafür sagte Jörg Richmann leise: »Daß es so etwas überhaupt gibt.«

Ich nickte. »Ja, manchmal wundere selbst ich mich noch darüber. Aber was wollen Sie machen? Wir können uns die Fälle leider nicht aussuchen...«

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 307 »Abrechnung mit Jane Collins«